der unkultivierten Völker noch vielfach unserer Kenntnis; darum werden wir manchem Stamm, von dem wir jetzt annehmen, daß ihm bis zu der Zeit, wo der weiße Mann in seinem Gebiet erschien, der Begriff Geld unbekannt war, einst noch zugestehen müssen, daß er nicht ganz geldlos gewesen ist.

Wofür nun in unseren Schutzgebieten die Eingeborenen einander ihre überflüssigen Erzeugnisse abließen; was sie unter sich als Geld gebrauchten; wofür sie den Weißen ihre Produkte gaben; in welch siegreicher Weise die Münze in diesen Gebieten ihren Einzug hält: das soll nun untersucht werden.

Das Geldwesen in den deutschen Schutzgebieten.

1. Teil. Die Schutzgebiete in der Südsee.

I. Neu-Guinea.

A. Eingeborenengeld und Tauschartikel.

1. Kaiser-Wilhelms-Land.

Von der etwa 784000 qkm großen Insel Neu-Guinea besitzt das Deutsche Reich unter dem Namen Kaiser-Wilhelms-Land fast den vierten Teil, nämlich 181650 qkm, im Nordosten, ein Gebiet also, das nur wenig kleiner ist als die deutschen Bundesstaaten zusammen ohne Preußen. Leider aber gehört dieser Teil unseres Kolonialbesitzes noch zu den unbekanntesten Gebieten der Erde; nur an wenigen Stellen ist man bis jetzt mehr als ein Dutzend Kilometer ins Innere eingedrungen.

Die Eingeborenen von Kaiser-Wilhelms-Land schätzt man (wohl zu niedrig) auf 110000 Köpfe [1]). Ziffermäßig festgestellt ist bisher nur die eingeborene Bevölkerung im Bezirk

[1]) Meyer II 410.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich-Wilhelms-Hafen (1881 Köpfe) [1]. Das Innere scheint wenigstens stellenweise sehr dicht bevölkert zu sein [2]. Während den Küstensaum in einer Breite von etwa 25 km [3] meist Melanesier bewohnen, gehört die Bevölkerung des Inneren zu den Papua. Beide aber zerfallen wieder in merkwürdig viele Stämme. Die meisten von diesen sind miteinander bitter verfeindet, was schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß jeder von ihnen seine eigene Sprache besitzt. Nirgends in der Welt gibt es auf einem gleich großen Gebiet so viele und dabei naturgemäß so kleine Sprachgebiete wie auf Kaiser-Wilhelms-Land. Wenn auch diese Sprachen vielfach verwandt sind, so weichen sie doch alle ganz erheblich voneinander ab, zum mindesten so sehr wie das Holländische vom Deutschen [4]. Ein Beispiel genügt, das zu beweisen. Auf der Südseite der Langemak-Bucht herrscht die Jabim-Sprache [5]; an sie schließt sich die Tamisprache an bis zum Bugaim-Fluß bei Kap Cretin, wo die Bukaua-Sprache beginnt [6]. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Entfernung von der Grenze der Jabim-Sprache bis zu der der Bukaua-Sprache an der Küste nicht einmal 6 km beträgt; landeinwärts beginnen sogleich wieder andere Sprachgebiete. „Frau“ [7] heißt bei den Jabim palingo, bei den Tami-Leuten diwi, bei den Bukaua-Leuten lugui; „gut“ (in derselben Reihenfolge der Sprachen) naiam, lame, iam; „Haus“ andú, panú, gameng.

Unter den Schwierigkeiten die sich aus diesen Verhältnissen für den Europäer ergeben, haben am meisten die Missionare zu leiden. So haben die Steyler Patres in ihrer Zentralschule auf Tumleo bei Berlinhafen Kinder aus 11 verschiedenen Sprachgebieten und in ihren Kirchen und Kapellen müssen die Gebete in drei bis sechs, ja mitunter in noch mehr Sprachen verrichtet werden, „wobei die eine Partie die andere ablöst“ [8]. In einem Umkreis von vier Quadratstunden finden sich bei Berlinhafen nicht weniger als vier verschiedene Sprachen bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 1500 Köpfen [9]. Für den Forschungsreisenden und für

[1]) Schutzgebiete 1910/1911, 157. [2]) Mitteilungen XXI (1908) 206.
[3]) Meyer II 409. [4]) Gott will es! 21 (1909) 40.
[5]) Zöller 360. [6]) Zöller 361. [7]) Zöller 464, 471, 473.
[8]) Gott will es! 21 (1909) 40. [9]) Gott will es! 21 (1909) 89.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den weißen Händler werden die Sprachschwierigkeiten dadurch etwas behoben, daß man nicht selten Eingeborene trifft, die drei bis vier Sprachen verstehen [1]).

Die Verschiedenheit der Sprache und die Feindschaft, die zwischen den meisten Nachbarstämmen besteht, waren der Entwicklung des Handels recht hinderlich. Trotzdem aber stehen nicht wenige von den Völkerschaften schon seit langer Zeit miteinander in Handelsbeziehungen. Ja, manche von ihnen haben es lange, bevor der weiße Mann ins Land kam, zu einer Industrie gebracht, mit deren Erzeugnissen sie noch jetzt einen schwunghaften Handel treiben. Daß dieser besonders in dem Bereich der deutschen Stationen gedeiht, ist leicht erklärlich. Lohnend scheint namentlich der Handel mit Tongefäßen zu sein. An erster Stelle ist hier die winzige, nicht viel über 1/2 qkm große Koralleninsel Bilibili in der Astrolabe-Bai zu nennen. Als Landeshauptmann Freiherr von Schleinitz [2]) im November 1886 die Insel besuchte, zählte die aus 4 Gemeinden zusammengesetzte [3]) Niederlassung über 50 Häuser; fast in jedem wurden kleine und große Tontöpfe geformt, getrocknet und gebrannt. Bis nach Finschhafen und zur Insel Umboi und noch weiter [4]) bringen die Bilibili-Leute ihre Tonwaren. Nicht unbedeutende Tonindustrie haben ferner aufzuweisen die Insel Jabob wenige Kilometer nördlich von Bilibili [5]), die Landschaft Togain auf der Insel Karkar [6]) und die Insel Tumleo bei Berlinhafen [7]). Der Ton muß zum Teil vom Festland geholt werden; auch Plantagen sind nicht auf allen der genannten Inseln vorhanden. Bootsbau wird in bedeutendem Umfang auf der baumreichen [8]) Insel Siar bei Friedrich-Wilhelms-Hafen getrieben. In der ganzen Astrolabe-Bai und weit über Tewalib hinaus begegnet man großen Kanus, die von den Siar-Leuten gemacht worden sind [9]). Auch die Inseln Seleo, Ali und Angel vor Eitape liefern sehr viele Kanus [10]). Von den Fabrikaten der Eingeborenen, die

---

[1]) Nachrichten IV (1888) 229. [2]) Nachrichten III (1887) 38.
[3]) Nachrichten IV (1888) 63. [4]) Nachrichten IV (1888) 64.
[5]) D. K Bl. XII (1901) 631. [6]) Nachrichten X (1894) 47.
[7]) D. K. Bl. X (1899) 852. [8]) D. K. Z. XV (1898) 98.
[9]) Nachrichten XII (1896) 28. [10]) D. K Bl. XXI (1910) 334.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

außer den genannten weite Verbreitung finden, seien noch erwähnt die Holzschüsseln der Maraga-Leute, die wenig südlich von Bilibili auf dem Festland wohnen [1]).

Meist sind es Bewohner von Inseln, die Handelsgüter erzeugen. Zu dieser Tätigkeit zwingt sie hauptsächlich der Mangel an Nahrungsmitteln auf ihren Inseln. Wohl besitzen manche auf dem gegenüberliegenden Festland Plantagen, wo sie Yams, Taro, Kokosnüsse u. dgl. bauen; aber diese Ländereien sind nie sicher vor den Überfällen räuberischer Nachbarn. Darum müssen sie sich um Lebensmittel zu erlangen mit der Herstellung von Dingen befassen, die sie lohnend absetzen können.

Da der Handel der Eingeborenen an der Küste nur ein Austausch von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen ist, so kann er schließlich der Hilfe eines allgemeinen Wertmessers, des Geldes, entbehren.

Anders liegen die Verhältnisse bei den Stämmen im Innern. Diese bauen die Früchte, die sie brauchen, in ihren Plantagen; Fleischnahrung bieten ihnen Schweine, Hunde, Flußfische, die Vogelwelt. Da sie zudem ihre Waffen und die anderen Gebrauchsgegenstände selbst herzustellen in der Lage sind, so lag und liegt für sie nicht die Notwendigkeit vor mit anderen Stämmen in Handelsbeziehungen zu treten. Wenn dies aber doch geschah, so ging unzweifelhaft der Anstoß dazu von den Leuten an der Küste aus, die mit den Waren, die sie von der Küste erhalten hatten, noch ein Geschäft machen wollten. Da sie aber einerseits den Eingeborenen im Innern nichts bringen konnten, dessen diese unbedingt bedurft hätten, andererseits aber deren Erzeugnisse schließlich auch entbehren konnten, so mußte sich bald eine Art von Geld herausbilden.

Nun haben wie fast alle unkultivierten Völker die Leute von Kaiser-Wilhelms-Land eine große Vorliebe für Schmucksachen. Daher ist es nur natürlich, wenn einige Dinge, die jedermann zu diesem Zwecke begehrenswert erscheinen, die aber auch ohne allzugroße Schwierigkeit beschafft werden können, fast allgemeines Tauschmittel wurden. Bald schoben sich diese Dinge, die zunächst wohl nur im Handel zwischen

[1]) Nachrichten IV (1888) 226.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Küste und dem Binnenlande eine Rolle spielten, auch in den Verkehr zwischen der Küste und den Inseln ein, sodaß sie, wenn vielleicht auch nicht in ganz Kaiser-Wilhelms-Land, so doch in einem sehr großen Teil dieses Gebietes in gleicher Weise dem Verkehr dienten wie bei uns die Münze.

Zu Schmucksachen werden Kerne und Früchte aller Art, Bast, Schildpatt, Muscheln u. s. w. verwendet. Besonders beliebt jedoch zu diesem Zweck sind Zähne von allerlei Tieren, namentlich von Schweinen und Hunden, den höchsten Wert aber haben in den Augen der Eingeborenen die Eckzähne der Eber und der Hunde [1]). In der Regel werden die Hundezähne in großer Zahl zu Halsketten, Hüftgürteln und dgl. vereinigt, sie werden indes auch einzeln an Bastarmringen und anderem befestigt. Die Eberhauer dagegen werden meist in einzelnen oder mehreren Paaren um den Hals auf der Brust getragen; doch gibt es auch Schmuckstücke, die aus vielen Eberzähnen bestehen, wie bei den Manumbo bei Potsdamhafen das Molángen, der wertvollste Schmuck des Mädchens an seinem Hochzeitstag [2]).

Je mehr die Enden eines Eberhauers sich zu einem Kreise nähern, desto höher ist sein Wert [3]). Das wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die Waffen eines etwa vierjährigen Ebers noch einen halben Kreis darstellen und erst nach weiteren 2—3 Jahren die Rundung vollenden [4]). Als nicht vollkommen erscheinen schon die Hauer, zwischen deren Enden man nur den kleinen Finger hindurchschieben kann. So beliebt sind die Eberhauer, daß mancher Eingeborene für das Versprechen gute Zähne sehen zu dürfen allerlei Handreichungen tut [5]) und daß Leute, die echte Zähne nicht erwerben können, Nachahmungen [6]) tragen, die aus der Schale der Riesenmuschel (Tridacna gigas) geschnitten sind [7]). Nur selten erwirbt der Europäer vollkommene Hauer; denn erstens sind sie dem Besitzer meist überhaupt unverkäuflich und dann ist der Preis zu hoch, als daß ihm ihr Besitz sonderlich erstrebenswert erschiene; hat doch ein Paar von ihnen

---

[1]) Überflüssig wird es sein zu erwähnen, daß deren der Eber zwei und der Hund vier besitzt. [2]) Globus 93 (1908) 141.
[3]) Tappenbeck 48 und 61. [4]) Zeitschrift XIII (1911) 357.
[5]) D. K. Bl. XIII (1902) 72. [6]) Pfeil 320. [7]) Rechinger 105.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denselben Wert wie zwei Schweine [1]). Daß diese Eberhauer das beliebteste Tauschmittel sind, wird vielfach bezeugt [2]). An manchen Orten kann man sogar nur mit ihnen bestimmte Gegenstände erwerben; so erhalten die Leute von Potsdamhafen ihre großen Tanztrommeln nur für Eberzähne auf der Vulkaninsel Manam [3]). Durch Hingabe von Eberhauern kann man sogar der zu erwartenden Rache von Nachbarn entgehen, wie aus folgendem Vorkommnis zu entnehmen ist [4]). In der Nähe von Finschhafen hatte ein Mann seine ungetreue Frau mit Lianen an einen Holzprügel gebunden und so über ein offenes Feuer gehängt. Mit furchtbaren Brandwunden bedeckt, wurde sie losgemacht und konnte sich in ihr Heimatdorf schleppen, wo sie wunderbarerweise genas. Um nun ihre Verwandten zu versöhnen schickte der betrogene Ehegatte zwei große Eberhauer in jenes Dorf und hatte damit den gewünschten Erfolg. Bezeichnend für die Wertschätzung der Eberwaffen ist es auch, wenn die Tami-Leute einst ihrem Missionar erklärten, wenn etwa ein Papier käme, das ihn abberufe, dann wollten sie seinen „Besitzern" Eberzähne und sonstige Wertsachen geben, damit sie ihn da ließen [5]).

Einer ähnlichen Beliebtheit wie die Eberhauer erfreuen sich auch die Eckzähne der Hunde. Im Dorfe Ajuru am Gogol (ungefähr 20 km (Luftlinie) vor seiner Mündung) z. B. vertraten sie, als Lauterbach dorthin kam, ganz die Stelle der Münze [6]).

Noch ein drittes Tauschmittel hat in Kaiser-Wilhelms-Land fast allenthalben Kaufkraft. Das sind Schweine. Einige Beispiele mögen das beweisen. 1886 wollten zwei Männer auf dem Dampfer von Finschhafen mit nach Cooktown fahren; dafür wollten sie zwei Schweine bezahlen, allerdings mit der Bedingung, daß sie deren Zähne wiederbekämen [7]). 1887 wollten Eingeborene bei Konstantinhafen eine Plantage, die sie an einen Deutschen verkauft hatten, zurückerwerben und boten viel Schweine dafür [8]). Im gleichen Jahr suchte

[1]) Tappenbeck 61.
[2]) z. B. für Friedrich-Wilhelms-Hafen D. K. Z. XIX (1902) 59).
[3]) D. K. Bl. XIX (1908) 853. [4]) Mitteilungen XX (1907) 226.
[5]) D. K. Bl. IX (1898) 548. [6]) Nachrichten VII (1891) 51.
[7]) Nachrichten II (1886) 81. [8]) Nachrichten III (1887) 36.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Häuptling etliche Kilometer landeinwärts in der Gegend von Friedrich-Wilhelms-Hafen eine deutsche Expedition dadurch zur Umkehr zu veranlassen, daß er ihr ein kleines Schwein anbot [1]). Bei Hatzfeldthafen wurden Vergehen der Eingeborenen mit Schweinen gesühnt, deren Zahl je nach der Schwere der Tat vom Häuptling festgesetzt wurde [2]). Als es 1902 in Bogadjim an der Astrolabe-Bai lange nicht geregnet hatte, da erboten sich die Bilibili-Leute, die behaupten sich auf das Regenmachen zu verstehen, Regen herbeizuführen, wenn sie dafür drei Schweine erhielten [3]).

Nach den Beispielen, die angeführt wurden, erscheint die Behauptung nicht unberechtigt, daß Eberhauer, Hundezähne und Schweine in Kaiser-Wilhelms-Land die Vorläufer unserer Münzen sind. Sicherlich erfüllen die beiden Zähnearten die meisten der Forderungen, die man an das Geld stellt. Dabei vertreten wohl die kreisrunden Eberzähne die Stelle unserer Goldmünzen, die übrigen sowie die Hundezähne und die Schweine die unserer Silbermünzen [4]).

Hin und wieder sieht man auch unter den Schmucksachen in Kaiser-Wilhelms-Land das Muschelgeld aus dem Bismarck-Archipel. So trug eines Jabim [5]) = Häuptlings 12—14 Jahre alter Sohn, der die Expedition Zöllers als Träger mitmachte, riesige Ohrringe aus Muschelgeld von Neu-Pommern [6]). Auf Umboi ferner bildete 1885, als ein englisches Kriegsschiff auf der Insel landete, solches Geld den Hauptbestandteil des Schmuckes der Eingeborenen [7]) Wollte man aber aus derartigen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß Muschelgeld auch auf Kaiser-Wilhelms-Land in Umlauf gewesen sei, so würde man irren; denn in keinem der vielen Berichte über Reisen an und in Kaiser-Wilhelms-Land wird des Muschelgelds als eines allgemeinen Kaufmit-

---

[1]) Nachrichten III (1887) 188. [2]) Zöller 163.

[3]) D. K. Bl. XIV (1903) 136. Nebenbei sei bemerkt, daß die Bogadjim damals das Angebot ablehnten, dafür aber ihren Geistlichen baten, am Sonntag beim Gottesdienst um Regen zu beten.

[4]) Zöller hatte allerdings den Eindruck, daß Hundezähne und Eberhauer in Kaiser-Wilhelms-Land ebensohoch geschätzt werden wie bei uns Diamanten und sonstige Edelsteine. Zöller 13.

[5]) Diese wohnen in der Nähe von Konstantinshafen.

[6]) Zöller 81. [7]) Nachrichten I (1885) 15.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tels Erwähnung getan. Ein begehrter Schmuckgegenstand mag es wohl gewesen sein und darum ein von manchem gern genommenes Tauschobjekt; daß es aber allgemeines Zahlungsmittel war, wird auch von Männern, die längere Zeit in jenen Gegenden gelebt haben, bestimmt in Abrede gestellt [1]). Da nun überall, wo solches Geld in Gebrauch war, es sich bis zur Einführung der Europäer-Münzen im Umlauf erhalten hat, erscheint es auch ausgeschlossen, daß es in Kaiser-Wilhelms-Land seine Geltung bereits verloren hatte, als die Weißen ins Land kamen. Darum ist nicht daran zu zweifeln, daß das Darram, das Finsch an der Astrolabe-Bai bekam [2]), das Ssanem, das er am Finschhafen erwarb [3]), und das Conusgeld, das er am Huon-Golf erhielt [4]), in Kaiser-Wilhelms-Land keine anderen Dienste tat wie die sonstigen Schmucksachen. Es wäre übrigens denkbar, daß um 1884 die Bewohner einer der Inseln, die zu Kaiser-Wilhelms-Land gerechnet werden, Muschelgeld, dessen Vorteile sie auf eigenen Fahrten oder durch Eingeborene des Bismarck-Archipels, die zu ihnen gekommen waren, erkannt hatten, herstellten und in Kaiser-Wilhelms-Land zur Einführung bringen wollten, daß ihre Absicht aber durch das Erscheinen der Weißen vereitelt wurde, deren Tauschwaren auf die Eingeborenen naturgemäß eine ungleich größere Anziehungskraft ausübten als das Muschelgeld, das bei ihnen noch nicht Geld, sondern eben erst Schmuckgegenstand geworden war.

Als nämlich 1884 die ersten Deutschen sich in Kaiser-Wilhelms-Land häuslich niederließen und Reisen ins Innere unternahmen, lernten die Eingeborenen viele neue Tauschwaren kennen. Für Lebensmittel (Kokosnüsse, Bananen, Yams, Taro, Schweine, Fische u. s. w.) und ethnologische Gegenstände, ferner als Lohn für ihre Leistungen als Arbeiter und Träger begehrten und begehren sie noch in den Gegenden, wo unsere Münzen sich noch nicht eingebürgert haben, besonders Eisen in Gestalt von Äxten, Beilen, Buschmessern,

---

[1]) Schneider-Ribbe 63. [2]) Schneider-Ribbe 64.

[3]) Schneider-Ribbe 64, abgebildet bei Finsch, Tafel 6 Nr. 3 = Annalen III (1888) Tafel 14 Nr. 4.

[4]) Schneider-Ribbe 66; abgebildet bei Finsch, Tafel 6 Nr. 4 = Annalen III (1888) Tafel 14 Nr. 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Messern, Hobeleisen, Bandeisen (ein Stück [1]) etwa 20 cm lang, 6 cm breit und 0,3 cm dick), Angelhaken. In der einen Gegend werden Bandeisenstücke, in einer andern Hobeleisen [2]), in einer dritten Buschmesser [3]), anderswo wieder Angelhaken [4]) allem übrigen vorgezogen. Als es 1886 bei Finschhafen gelang Eingeborene wenigstens zu Akkordarbeiten zu gewinnen, erhielten sie den Lohn in Bandeisen bezahlt und zwar für eine Arbeit von 1½ bis 2 Tagen ein Stück. Allerdings arbeiteten sie nur, wenn sie gerade ein Stück Eisen haben wollten; hatten sie sich das verdient, dann gaben sie die Arbeit wieder auf [5]). Ebenso bekamen 1901 die Eingeborenen bei Simbang an der Langemak-Bucht für zwei Tage Arbeit (zu je sieben Stunden) gewöhnlich ein Stück Eisen im Werte von zehn Pfennig [6]). Die Kunde von dem nützlichen Eisen drang stellenweise schon vor den Europäern ins Land; nur so ist es erklärlich, daß z. B. gelegentlich der Erforschung des Gogolflusses die ersten Weißen, die in die Gegend kamen, für ein Stück Bandeisen ganze Berge von Yams und Bananen erhielten [7]); denn in Landschaften, wo die Eingeborenen noch nichts vom Eisen erfahren haben, wird es beim Tausch nicht begehrt [8]). Wo aber sein Wert erkannt ist, da sucht man im Wege des Tauschhandels möglichst viel davon zu erwerben; darum suchen mitunter Eingeborene die Weißen so lange in ihren Dörfern festzuhalten, bis diese das letzte Stück Eisen weggegeben haben [9]). Ja, Überfälle, die auf die Weißen gemacht werden, scheinen wenigstens zum Teil in der Begierde nach Eisenwaren ihren Ursprung zu haben [10]). Einen großen Nachteil haben übrigens die Eisensachen für den Forschungsreisenden: das ist ihr Gewicht [11]). Darum können sie stets nur in beschränktem Maße auf dem Marsch ins Innere mitgenommen werden.

Andere Tauschmittel die allenthalben gern von Eingeborenen genommen werden, sind bunte Lendentücher und

---

[1]) Fitzner, Deutsches Kolonial-Handbuch II² (1901) 64.
[2]) z. B. Nachrichten VII (1891) 54. [3]) z. B. D. K. Bl. XXII (1911) 632.
[4]) z. B. D. K. Bl. XIX (1908) 17. [5]) Nachrichten II (1886) 81.
[6]) Fitzner a. a. O. 64. [7]) Nachrichten VII (1891) 52.
[8]) Nachrichten VII (1891) 61. D. K. Bl. VII (1896) 449
[9]) z. B. Nachrichten V (1889) 46. [10]) Mitteilungen XXI (1908) 213.
[11]) Nachrichten VII (1891) 34.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rote, blaue, gelbe, weiße Glasperlen. Die Kaufkraft der Perlen ist, da sie für den Schwarzen eine willkommene Bereicherung des Schmuckes sind, sehr groß. So wurden z. B. für Zöller [1]) von den Dschongu-Leuten für „soviel Perlen, als man zwischen drei Fingerspitzen nehmen kann", in großen Bambusrohren ansehnliche Wasservorräte aus dem Tal herbeigeschleppt. Zu demselben Preis wurden für die sämtlichen Mitglieder der Expedition ausreichende Mengen von Yams und Taro angeboten.

Von den übrigen Tauschartikeln, für die die Leute in Kaiser-Wilhelms-Land ihre Erzeugnisse abgeben, sind noch hervorzuheben kleine Spiegel, rotes Farbpulver (zum Bemalen des Körpers), Zündhölzchen, leere Flaschen.

Was Expeditionen, die in noch unerforschte Gegenden des Innern gehen, an Tauschwaren mitnehmen, sei an zwei Beispielen gezeigt. Zöller führte, als er im Oktober 1888 seinen Zug ins Finisterre-Gebirge antrat, zu Handelszwecken mit sich [2]): 6 Dutzend Hobeleisen, zu 40, 45 und 65 Pfennig das Stück, 12 kg gelber, blauer und roter Perlen, 8 kg amerikanischen Stangentabak zu 2,40 ℳ das Kilogramm, 200 billige Schundzigarren (als Geschenk für besonders angesehene Papua-Männer), 8 Dutzend Taschentücher, einige Dutzend kleine Messer, runde Zinkspiegel, Mundharmonikas und einige Flaschen mit Salz. Als der „Cormoran" sich 1910 rüstete den Kaiserin-Augusta-Fluß zu erforschen, wurden an Tauschartikeln an Bord genommen [3]): Beile, Messer, Hobeleisen, Glasperlen, kleine Spiegel, rotes Farbpulver, Armringe u. a.

Eingeborene, die viel von diesen Tauschwaren erworben haben, treiben damit bald ihrerseits Handel mit den entfernteren Gegenden, in die Weiße noch nicht gekommen sind. Für ihre Eisenwaren suchen sie besonders Eberhauer einzutauschen [4]); sie nehmen dafür aber auch andere Dinge, schlauerweise sehr gern auch Ethnologika; denn diese können sie wieder sehr gewinnbringend an die Weißen verhandeln. Übrigens scheinen die eingeborenen Händler ihre europäischen Gegenstände sehr hoch im Preise zu halten; sonst würden nämlich kaum die Forschungsreisenden in manchen Gebieten,

[1]) Zöller 91—92 [2]) Zöller 84 und 83.
[3]) D. K. Z. XXVII (1910) 422 und 438. [4]) Nachrichten II (1886) 115.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die vor ihnen noch kein Weißer betrat, für ihre Tauschwaren so bedeutende Gegenleistungen erhalten, als es vielfach der Fall ist. Wie gewinnsüchtig manchmal Eingeborene sind, zeigt eine Erfahrung, die immer wieder eine Expedition macht. Da behaupten die Bewohner eines Dorfes keine Auskunft über die Gegend weiter landeinwärts geben zu können [1]). Es ist aber sicher, daß in nicht wenigen dieser Fälle der Grund zu den Ausflüchten das Bestreben ist zu verhindern, daß die Leute im Innern Eisen und Perlen und dgl. von den Weißen unmittelbar erlangen; sie wollen den einträglichen Zwischenhandel nicht verlieren. So [2]) äußerten die Ältesten zweier Dörfer bei Hatzfeldthafen im Juni 1889 dem Stationsvorsteher von Puttkamer gegenüber offen ihre Unzufriedenheit darüber, daß er auf einer Exkursion ins Innere den Bergleuten viel Eisen habe zukommen lassen; als nun aber den Leuten gesagt wurde, daß von jetzt an die Deutschen immer in die Berge gehen und mit den Dörfern dort handeln würden, erklärte sich einer der Dorfältesten, um auch unter diesen Umständen selbst etwas zu verdienen, sofort bereit, die Weißen nach drei verschiedenen Bergdörfern zu führen, wenn ihm jeder dafür ein Beil gebe.

In Gegenden aber, deren Bewohner keinen Handelstrieb in sich verspüren, macht man die unangenehme Erfahrung, daß fast alle Tauschartikel sehr rasch und sehr erheblich ihre Anziehungskraft verlieren. Sobald daher einmal der erste Reiz befriedigt ist, sinken die Eisenwaren, die Tücher, die Perlen u. s. w. im Wert. Schon die Mitglieder der großen Forschungsexpedition, die im April 1886 in Finschhafen begann und im Dezember 1887 dort beendet wurde, erlebten es, daß für gewöhnliches Eisen in Finschhafen kaum noch ein Eingeborener zu einer Dienstleistung zu veranlassen war [3]) und daß die gleiche Arbeit, die der Eingeborene an jenem Ort im April 1886 für 1/4 Taschentuch tat, er im Dezember 1887 selbst für ein ganzes Tuch nicht leistete [4]). Im Juni 1889 verlangten Eingeborene bei Hatzfeldthafen für jede Kokosnuß, die sie zum Verkauf brachten, ein Eisen, eine Forderung,

[1]) z. B. Nachrichten V (1889) 5, VI (1890) 21 und 26.
[2]) Nachrichten VI (1890) 27. [3]) Nachrichten IV (1889) 233.
[4]) Nachrichten IV (1889) 236.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ihnen natürlich nicht bewilligt wurde [1]). Schuld an dieser Entwertung der Tauschartikel war, daß die Europäer mit ihnen zu wenig zurückhielten, sie vielmehr den Eingeborenen um ihnen Zutrauen einzuflößen [2]) vielfach zum Geschenke machten. Ferner trug zu der Entwertung das Eintauschen ethnologischer Gegenstände bei; denn es fiel den Eingeborenen nicht schwer von den Weißen dafür immer höhere Preise herauszuschlagen [3]). An keinem Ort konnte bisher in Kaiser-Wilhelms-Land ein Tauschgegenstand sich auf der Höhe seines ersten Preises erhalten; wenn er auch die Gunst der Eingeborenen nicht ganz verlor, Anziehungskraft und damit Kaufkraft büßte er doch ein. Darum galt es einen andern Artikel ausfindig zu machen, der den Eingeborenen in möglichst hohem Maße möglichst lange erstrebenswert erscheint. Einen solchen hat man jetzt im Tabak gefunden. Dieser scheint sich tatsächlich die treue Zuneigung der Eingeborenen erobert zu haben; denn er ist zur Zeit wie fast überall in der Südsee auch in Kaiser-Wilhelms-Land der gangbarste Tauschartikel [4]). Meist ist es gepreßter virginischer Kautabak, der in gedrehten Stangen in den Handel kommt; eine solche Stange kostet dem Europäer 10—15 Pfennig [5]), hat aber in den Augen der Eingeborenen einen gewaltig höheren Wert. In den Gegenden allerdings, wo die Schwarzen selbst Tabak bauen, wird er beim Tausch nicht gern genommen. Im Gegenteil wird er von ihnen über den eigenen Bedarf hinaus zu Handelszwecken produziert und in Vorrat gehalten [6]). Von den Tauschartikeln, die die Weißen ins Land gebracht haben, hat sich keiner als geeignet erwiesen ganz die Aufgaben des Geldes zu übernehmen. Schon dadurch, daß sie großen Preisschwankungen unterliegen, ist es ausgeschlossen. Einzelne von diesen Waren sind zu haltbar und unverwüstlich, als daß sie von jedermann und jederzeit in

---

[1]) Nachrichten VI (1890) 25. [2]) Nachrichten II (1886) 82.

[3]) Nachrichten IV (1888) 233. Durch das eifrige Eintauschen der Ethnologika durch die Weißen wurde aber auch die an sich schon ganz geringe Arbeitslust der Eingeborenen sehr verringert, da sie die gewünschten Gegenstände sich bequemer durch ein Tauschgeschäft verschaffen konnten.

[4]) D. K. Bl. XVII (1906) 649. [5]) Mitteilungen XX (1907) 229.

[6]) D. K. Bl. XX (1909) 741.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tausch genommen werden könnten; das trifft namentlich auf die Eisenwaren und auf die Perlen zu. Auch der jetzt eben gangbare Tabak wird in den einzelnen Gegenden nicht dauernd die gleiche Preishöhe beibehalten können.

Je mehr und je länger aber die Weißen mit den Eingeborenen einer Gegend in Berührung stehen, desto fühlbarer macht sich der Mangel eines Tauschmittels von feststehendem Wert, das außerdem noch seine Beliebtheit bei den Schwarzen nicht einbüßt.

Darum werden wie in den anderen Schutzgebieten auch in Kaiser-Wilhelms-Land die Münzen allmählich beim Handel mit den Eingeborenen an die Stelle der Tauschwaren treten. Daß stellenweise schon jetzt sich dort unser Geld eingebürgert hat, wird in Abschnitt C gezeigt werden.

2. Der Bismarck-Archipel.

Im Gegensatz zu Kaiser-Wilhelms-Land waren die Eingeborenen der größeren Inseln des Bismarck-Archipels längst, bevor die Weißen sich dort einrichteten, zur Geldwirtschaft übergegangen oder dazu überzugehen im Begriff. Von den Europäern sind sie dann gezwungen worden wenigstens teilweise wieder zum Tauschhandel zurückzukehren, da sie die europäischen Waren meist nur gegen Lebensmittel, Ethnologika u. s. w. erlangen können. Die Tauschwaren sind die gleichen, wie sie die Weißen auch in Kaiser-Wilhelms-Land zur Einführung gebracht haben. Daher sollen sie, damit die Arbeit nicht unnötig belastet wird, im folgenden unberücksichtigt bleiben. Hervorgehoben sei nur, daß schon seit der Zeit, da die Weißen die ersten Handelsbeziehungen mit den Bewohnern des Bismarck-Archipels angeknüpft haben, der Tabak der Tauschartikel ist, der fast allenthalben gangbar ist, wie er auch bei der Entlohnung für Dienstleistungen unentbehrlich ist; daher wird er nicht mit Unrecht das „Kleingeld“ der Kolonie genannt [1]). In Stangen von 15 cm Höhe, 1 cm Breite und 1/3 cm Dicke gepreßt wird er meist von Amerika eingeführt. 23 solche Stangen machen ein Pfund aus, dessen wirklicher Wert 70—80 Pfennig ist; der Schwarze

[1]) D. K. Bl. XX (1909) 125.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber muß dafür etwa 2 ℳ bezahlen, sodaß die Stange etwa 10 Pfennig gilt; durch Teilung kann man dann daraus jeden Pfennigwert bekommen [1]). Dieser „Tradetabak“ wird aus kurzen Holz- oder Tonpfeifen geraucht, die die Eingeborenen ständig bei sich führen.

Die größten Verdienste um die wissenschaftliche Erschließung des Bismarck-Archipels hat sich Parkinson erworben besonders durch sein Werk „Dreißig Jahre in der Südsee“. Es gibt z. Z. wohl am erschöpfendsten Auskunft über die verschiedenen Volksstämme, die den Archipel bewohnen; darum wird es für jeden, der sich mit diesen Völkern beschäftigt, eine Hauptquelle bilden.

Im folgenden sollen nun die Zahlungsmittel besprochen werden, deren sich, abgesehen von den Tauschwaren der Weißen, die Eingeborenen der verschiedenen Inseln des Archipels bedienen.

a. Neu-Pommern.

α) Die Livuan-Leute auf der Gazelle-Halbinsel.

Im Nordosten der Gazelle-Halbinsel bewohnt ein melanesischer Volksstamm ein Gebiet von etwa 760 qkm. Eine Zählung der einheimischen farbigen Bevölkerung, die 1910 vorgenommen wurde, ergab 27703 Köpfe [2]). Der Stamm ist in viele einzelne Sippen geteilt, denen, wenn sie auch Gemeinsamkeit der Sitten und der Sprache verbindet, doch das Gefühl für die Zusammengehörigkeit fehlt, sodaß schon oft eine der andern feindlich gegenüberstand. Dies war wohl auch der Grund dafür, daß sich aus der gemeinsamen Sprache eine Reihe von Dialekten herausentwickelte, die indes, wie die Proben bei Parkinson (S. 726) zeigen, nicht allzusehr voneinander abweichen. Doch war gewiß das feindliche Verhältnis der Sippen und das Vorhandensein verschiedener Mundarten die Ursache, daß ein Gesamtname für den Stamm bis jetzt nicht vorhanden war. Parkinson nennt ihn „Volk der Nordost-Gazellehalbinsel“ oder er spricht von „Eingeborenen des Nordostens der Gazellehalbinsel“. Meyer nennt die Leute „Bewohner des Nordostens der Gazellehalbinsel“, Friederici [3])

[1]) Tappenbeck 100. [2]) D. K. Bl. XXII (1911) 385.

[3]) Wissenschaftliche Ergebnisse einer amtlichen Forschungsreise nach dem Bismarck-Archipel im Jahre 1908. II (1912) 289.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„To-Leute“, wohl weil die Namen der allermeisten Knaben und Männer mit To (= Herr) beginnen [1]; doch ist to auch der männliche Artikel [2]. Vom Reichskolonialamt werden sie seit kurzem Livuan-Leute genannt [3], vermutlich nach dem erloschenen Vulkan Livuan etwa in der Mitte der Nordküste bei dem gleichnamigen Kap. Da die zuletzt angeführte Benennung, als von der obersten Reichsbehörde gebraucht, sich wahrscheinlich einbürgern wird, sei sie im folgenden angewandt.

Diese Livuan-Leute fertigen aus der Muschel der etwa 9 mm großen Nassa camelus, die einen starken Rückenhöcker besitzt, Geld an. Sie selbst nennen ihr Muschelgeld Tambu oder Tabu; nach den Dialektproben, die Parkinson (S. 726) gibt, gehört letztere Form dem Blanche-Bucht-Dialekt an, erstere dem an der Nordküste. In Reisebeschreibungen jedoch und in amtlichen Berichten und Verordnungen wird es meist Diwarra genannt, eine Bezeichnung, die für das Tabu der Livuan-Leute von den Bewohnern Neu-Lauenburgs aufgebracht und in Umlauf gesetzt wurde.

Die Schnecke, deren Gehäuse zu dem Tabu verarbeitet wird, lebt an der Küste der Landschaft Nakanai, die sich im Norden Neu-Pommerns vom Toriu, der nördlich der Offenen Bucht ins Meer mündet, bis über die Willaumez-Halbinsel hinaus erstreckt [4]. Hier wird offenbar überall die Muschel in den Mangrovensümpfen an der See gefunden [5]. Ein Haupttabuplatz aber ist das Dorf Tarom auf der Chard-Halbinsel [6].

Wenn im April der Südostpassat zu wehen beginnt, dann machen sich hauptsächlich die Leute an der Massawa-Bucht [7] und die von der Insel Watom [8] mit Segelbooten und Kanus zur Fahrt nach Nakanai auf. Hier tauschen sie die Nassaschnecke von den Eingeborenen, die sie in Päckchen, mit Bast umschnürt, vorrätig halten [9], ein besonders gegen die Peleschnüre von Neu-Lauenburg, von denen spä-

---

[1]) Pfeil 19. [2]) Parkinson 71. [3]) D. K. Bl. XXII (1911) 385 und Schutzgebiete 1910/11, Berichtsteil 153.

[4]) Schutzgebiete 1910/1911, Berichtsteil 153.

[5]) D. K. Bl. XI (1900) 758; vgl. Schneider-Ribbe 15.

[6]) Nachrichten XII (1896) 50.

[7]) D. K. Bl. XVII (1906) 320 und Parkinson 49.

[8]) D. K. Bl. XIII (1902) 470. [9]) D. K. Bl XI (1900) 758

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ter die Rede sein wird, aber auch gegen Eisenwaren, Tücher u. dgl. [1]), ferner gegen Lebensmittel und Betelnüsse [2]), jetzt namentlich gegen Tabak [3]). Doch fischen die Livuan-Leute auch selbst die Muscheln aus dem morastigen Boden heraus [4]). Bei dem Austausch beobachten sich die beiden Parteien gegenseitig mit dem größten Mißtrauen. Die Nakanai-Leute haben nämlich die Neigung unter die Tabuschnecken-Bündel ganze Päckchen zu mischen, die andere und darum für den Käufer wertlose Muscheln enthalten [5]), während die Livuan-Leute nicht selten die Muscheln gewaltsam sich aneignen wollen [6]). Dadurch wird es erklärlich, daß die Leute an der Küste der Willaumez-Halbinsel, als im Juli 1900 Gouverneur von Bennigsen dorthin kam, über jede Berührung mit Fremden Angst zu empfinden schienen [7]) und daß mancher von denen, die zur Nakanaifahrt auszogen, nicht mehr heimkehrte, mancher aber von der zweimonatigen [8]) Reise Speerwunden mitbrachte [9]). Hat sich ein junger Livuan-Mann zum erstenmal an der Reise nach Nakanai beteiligt, so werden ihm zu Ehren bei seiner Rückkehr große Feierlichkeiten veranstaltet, doch hat er sich dafür durch die mitgebrachten Muscheln erkenntlich zu zeigen [10]), sodaß ihm durch die erste Fahrt kein Nutzen, sondern, wenn er für die Muscheln Tauschwaren hat hergeben müssen, Schaden erwächst. Damit aber hat er sich gleichsam das Recht von den Volksgenossen erkauft in Zukunft zum eigenen Vorteil die Nakanaireise zu unternehmen. Jene Abgabe an die Volksgenossen aber ist sicherlich ein Nachklang aus der Zeit des Kommunismus, wo alles, was der einzelne gewann, der Gesamtheit zugute kam.

Die Fahrten nach Nakanai sind recht lohnend; denn man rechnet bei ihnen mit einem Gewinn von 200% [11]). Daher war früher nur den Leuten an der Küste bekannt, woher das Tabu kam; landeinwärts nahm man vielfach an, es werde den Menschen von Geistern gebracht [12]). Diesen Glauben machte sich manchmal ein Eingeborener zunutze um

[1]) Schneider-Ribbe 16 [2]) Pfeil 112.
[3]) D K. Bl. XI (1900) 758. [4]) Parkinson 86
[5]) Schneider-Ribbe 17. [6]) D. K. Bl. XII (1901) 710.
[7]) D. K. Bl. XI (1900) 758 und Parkinson 86.
[8]) D. K. Bl. XIII (1902) 470. [9]) Parkinson 86.
[10]) Schneider-Ribbe 18. [11]) Vgl. Schneider-Ribbe 16—17.
[12]) Parkinson 83.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leichtgläubige gewaltig zu betrügen. Es ist überraschend zu sehen, wie europäerhaft dabei zu Werke gegangen wurde. Ein Beispiel dafür sei Parkinson entnommen [1]): „Vor wenigen Jahren verbreitete sich plötzlich ein Gerücht, daß eine Frau, welche in einer Dorfschaft wenige Meilen von meinem Wohnorte sich aufhielt, die Gabe besäße, Tabu, welches ihr von den Eingeborenen eingehändigt wurde, nach kurzer Zeit mit Hilfe von Geistern zu vermehren, sodaß die Eigentümer dasselbe verdoppelt und verdreifacht zurückerhielten. Zahlreiche Eingeborene, welchen dieser leichte und mühelose Gewinn zusagte, deponierten nun bei der Wunderfrau die verschiedensten Summen. Der Geist war allerdings nicht immer zur Arbeit aufgelegt, er vermehrte nicht sofort das eingezahlte Geld, sondern ließ sich nur dann und wann herbei, die Einzahlung mit Zinsen zurückzuzahlen. Dann wurden dem Einzahlenden auch noch die verschiedensten Verhaltungsmaßregeln gegeben um sich dem Geiste angenehm zu machen, und wenn er diese nicht beachtete, so zog sich die Rückzahlung sehr in die Länge. Wenn jedoch die Geduld anscheinend zu Ende ging, wurde bald diesem bald jenem das eingezahlte Tabu mit reichlichem Gewinn ausbezahlt, und dies beruhigte dann die Ungeduldigen und erzielte neue Aktionäre. Ich warnte vergebens vor dem Schwindel, den ich von Anfang an durchschaute . . . Lange Zeit waren meine Warnungen vergebens, doch endlich wurden diejenigen, denen der Geist keine Gnade erwies, ungeduldig und verlangten ungestüm die Rückzahlung ihres Muschelgeldes. Als man dies unter allerlei Vorwänden verweigerte, mußte sich die Behörde ins Mittel legen und da stellte sich denn heraus, daß recht viele zu den Geprellten gehörten. So fest war aber der Glaube, daß heute noch sehr viele Eingeborene nicht an einen Betrug glauben wollen; ja, die schlaue Frau fing in einem anderen Distrikt bald darauf dieselben Manipulationen mit Erfolg an, allerdings um dann von der Behörde ernstlich bestraft zu werden, worauf der hilfreiche Geist nicht wieder zum Vorschein kam“. Ebenso unterhaltend ist eine andere Geschichte, die auch Parkinson S. 84 erzählt. Da hatten Eingeborene in windstillen Nächten in der Krone

[1]) 83-84 Eine ähnliche Geschichte findet sich Schneider-Ribbe 33 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eines großen Baumes „die einzelnen Blätter zu kleinen Behältern lose zusammengeschlungen und in jeden derselben einige Schnecken gelegt". Erhob sich nun am Vormittag der Wind, so „lösten sich die Blätter und der Inhalt fiel zu Boden".

Wenn die Nackanaifahrer nach Hause zurückgekehrt sind, dann beginnt die Verarbeitung der Muscheln zu Geld. Früher war dies ein Geheimnis der Häuptlinge, die es ängstlich vor dem großen Volke hüteten [1]; jetzt dagegen kennt wohl jedermann die Zurichtung. Als Werkzeug [2] benötigt man bei dieser Arbeit gewöhnlich ein Messer, früher eine harte Muschel, und die obere Hälfte einer harten Kokosnußschale. Deren drei Löcher, die für den austretenden Keim bestimmt sind, scheinen gerade dafür geschaffen „eine Nassa aufzunehmen und festzuhalten", während man mit dem Messer den Höcker vom Rücken der Muschel schneidet. Darauf werden die Muscheln durch wiederholtes Waschen von den etwa noch darin befindlichen Tierresten und von dem anhaftenden Lehm befreit [3] und dann auf Rotangschnüre aufgereiht. Diese haben eine Länge von 30—50 cm; an dem einen Ende werden sie gespalten, an dem andern zugespitzt; indem eine solche Spitze in einen derartigen Spalt eingeführt wird, kann man Muschelgeldstränge von beliebiger Länge herstellen; denn da die Schnecken fest über die Verbindungsstelle gestreift werden, ist ein Auseinanderfallen ausgeschlossen [4]. Nach den Beobachtungen des Grafen Pfeil (S. 106) aber genügt es zwei Streifenenden in eine Muschel zu stecken. Um nun den von Natur grauen oder bräunlichen Gehäusen die erforderliche weiße Farbe zu verleihen, scheuert man die Muschelschnüre immer wieder mit Sand ab und läßt sie dann in der Sonne bleichen oder man steckt die Muscheln vor dem Auffädeln in eine Mischung von Mangobaum-Rinde, Kalk und Lawa-Blättern, wickelt das Ganze in Bananenblätter, hält es so etwa 5 Minuten über ein Feuer und reibt dann alles mit den Händen möglichst heiß durcheinander. Auf diese Weise bekommen die Muscheln eine hellgelbe Farbe; diese verliert sich allmählich im Gebrauch und macht einem reinen Weiß Platz; ebenso werden durch wiederholtes Auf- und Abfädeln die scharfen Ränder der Gehäuse abgeschliffen,

[1]) Zöller 299. [2]) Schneider-Ribbe 19. [3]) Schneider-Ribbe 20.
[4]) Schneider-Ribbe 20—21.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sodaß dafür kein eigenes Verfahren notwendig ist [1]). Nassa-Muscheln, die sich für die Verarbeitung zu Tabu als ungeeignet erwiesen, wurden früher zu Halskrausen von unförmiger Breite verwendet. Deren obere Seite war völlig mit Muscheln benäht [2]).

Der Umfang des einzelnen Tabu-Stückes ist recht gering; denn seine Höhe beträgt etwa 9 mm, seine Breite etwa 6 mm und seine Dicke etwa 3 mm. Darum würde das Zählen der Muscheln jedesmal sehr viel Zeit in Anspruch nehmen und häufig mit Zählfehlern verbunden sein. Deshalb werden die Muschelschnüre gemessen und zwar ist Einheitsmaß ein Strang, der bei ausgebreiteten Armen von dem Ende der einen Hand über die Brust bis zu dem Ende der anderen reicht. Er hat also eine Länge von ungefähr 1,5 m. Ein solcher Muschelgeldstrang heißt bei den Livuan-Leuten pokono, die Weißen nennen ihn meist Faden, einige, wie Parkinson, Klafter. Da aber Armlänge und Brustweite der Menschen verschieden sind, so ist auch die Länge des Muschelgeldfadens nicht feststehend. Kein Livuan-Mann nimmt daher Tabu an, ohne es in Gegenwart des Zahlenden gemessen zu haben [3]); dabei sind sie meist bestrebt einander dadurch zu betrügen, daß der Zahler einen recht kurzarmigen, der Empfänger einen recht langarmigen Mann zum Maßstab zu nehmen versucht [4]).

Nach Finsch [5]) gehen circa 430 einzelne Muscheln auf einen Faden, nach dem Grafen Pfeil (S. 118) etwa 320, nach Parkinson (S. 88) gerade 320, nach zwei anderen Gewährsmännern Schneiders (S. 20) 300—400 und 470 Stück. Dabei muß Muschel so dicht auf Muschel gereiht werden, daß kein Zwischenraum entsteht [6]); denn dadurch würde der Wert des Geldes beeinträchtigt. Für bestimmte Muschelmengen gibt es eigene Bezeichnungen. So ist nach Parkinson (S. 88)

1 pokono (=320 Schnecken) = 2 papara (= 2 · 160 Schnecken)
= 4 bal (= 4 · 80 Schnecken)
= 8 waratuk (= 8 · 40 Schnecken)
= 160 tip (= 160 · 2 Schnecken).

Diese Angaben werden vom Grafen Pfeil (S. 118) und anderen [7]) bestätigt; es scheint also, daß der Normalfaden

[1]) Schneider-Ribbe 20 und Parkinson 86.
[2]) Pfeil 107 und Parkinson 148. [3]) Schneider-Ribbe 21.
[4]) Parkinson 88. [5]) Finsch 12 = Annalen III (1888) 94.
[6]) Pfeil 119. [7]) Schneider-Ribbe 22.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus 320 Schnecken bestehen soll; da jedoch aus praktischen Gründen die bei den einzelnen Menschen verschiedene Länge von Fingerspitze zu Fingerspitze Maßeinheit geworden ist, andererseits die Muscheln bald mehr bald weniger gewölbte Form haben, so wird bei dem einen Faden die Zahl der Muscheln die Normalzahl überschreiten, bei dem anderen unter ihr bleiben.

Eigene Namen gibt es auch für einzelne Fadenstücke und für das Mehrfache des Fadens; so heißt ein Stück von der Spitze des Zeigefingers bis zum Ellenbogen turoaië, von der Fingerspitze bis zur Schulter wiloai [1]).

Kleinere Mengen von Tabu (bis zu 50 Faden) werden in Körben, teils in ganzen Faden teils in Stücken von verschiedener Länge [2]) teils unaufgezogen, aufbewahrt. Einzelne Muscheln und kleine Fadenteile hebt man auch in Kokosnußschalen auf, in neuerer Zeit außerdem besonders gern in Flaschen von weißem Glas [3]). Wollen die Leute Einkäufe machen, so führen sie einen entsprechenden Vorrat Muschelgeld in einer geflochtenen Tasche, die an der Achsel hängt, bei sich; kleinere Stücke knüpfen sie auch in ihr Haar ein [4]). Sammeln sich bei einem Livuan-Mann größere Summen Muschelgeld an, so werden die einzelnen Faden zu einem Riesenstrang vereinigt und dieser dann wie bei uns ein Tau zu einem großen Ring zusammengerollt; darauf wird er mit großen Blättern umwickelt und schließlich mit Rotangschnüren umwunden. Er hat nun das Aussehen eines Rettungsgürtels, ist 20—25 cm dick, hat einen Durchmesser von $1/2$—$1\,1/2$ m und enthält 100—200, sogar 500 und noch mehr Faden Muschelgeld. Da man den Faden Tabu 2 M gleichsetzt, so entsprechen die Fadenringe den hohen Werten unseres Papiergeldes. Ein derartiger Muschelgeldring wird Loloi genannt. Der Stamm dieses Wortes kehrt wieder in dem Wort Luluai, das den Anführer der Sippe im Kriege bedeu-

[1]) Finsch 12 = Annalen III (1888) 94; vgl. Schneider-Ribbe 23 und Parkinson 88.

[2]) Ohne großen Kraftaufwand lassen sich von einem Faden beliebig große Stücke abreißen oder abdrehen, ebensowenig Schwierigkeiten macht, wie oben angegeben wurde, das Aneinanderfügen von Muschelschnüren.

[3]) Schneider-Ribbe 27. [4]) Schneider-Ribbe 29; Pfeil 90.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tet. Will man die Loloi von einem Ort zum andern schaffen, so legt man sie sich um den Hals; die ganz großen dagegen müssen zwei Mann mit einer Stange tragen [1]). Eine solche Rolle wird von dem, der sie zurückgelegt hat, nur in den allerdringendsten Fällen wieder geöffnet; daher sind manche Loloi so alt, daß man den Rotang, auf den die Muscheln aufgereiht sind, zerfallen findet, wenn man die Hülle von dem Geldring entfernt [2]). Besonders alte Loloi bekommen Eigennamen, z. B. den Namen des Mannes, der sie aufgerollt hat, oder sie erinnern damit an das Ereignis, das ihr Aufrollen ermöglichte [3]). Ein Loloi wird in der Regel erst nach dem Tode des Besitzers aufgelöst; denn nicht etwa die Kinder oder die anderen Verwandten des Verstorbenen sind die Erben, sondern die Allgemeinheit: jeder, der dem Toten die letzte Ehre erweist, erhält dabei einen Teil von dessen hinterlassenem Tabu; für die Höhe des Anteils sind aber nicht etwa verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen zu dem Erblasser maßgebend, sondern einzig das Ansehen, in dem der betreffende „Erbe“ bei seinen Volksgenossen steht. Je reicher der Verstorbene war, desto größere Mengen Tabu kommen zur Verteilung, manchmal 2000 Faden, wie es Parkinson (S. 79) mehrfach erlebte.

In manchen Gegenden, wo man, da das Muschelgeld nicht in der für den Verkehr erforderlichen Menge vorhanden ist, immer wieder einmal mit dem zurückgelegten Geld Zahlungen machen muß, legt man die Faden zu Bündeln zusammen und verwahrt sie in Körben; dies geschieht z. B. am St. Georgs-Kanal. Solche Muschelgeldbündel heißen Tutuqai [4]).

Die Loloi und die Tutuqai aber im eigenen Hause aufzuheben ist nicht gestattet. Die Glieder der einzelnen Sippen haben ihr Tabu alle an einer Stelle zu hinterlegen und zwar kleinere Sippen in der Hütte des Häuptlings; größere haben eigene Tabu-Häuser; hier steht dann das Geld ebenfalls unter der Aufsicht des Häuptlings und ist ihm zugleich auch zur Verwaltung übergeben. Die Räume, in denen das Vermögen der Sippegenossen aufbewahrt wird, gelten als sa-

[1]) Schneider-Ribbe 27. [2]) Schneider-Ribbe 28.
[3]) Parkinson 87. [4]) Parkinson 87.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

krosankt, als unantastbar. Hier ist das Tabu vor Diebstahl sicher; auch ist es da vor Brandgefahr geschützter als in der Wohnhütte des Besitzers. Ein weiterer Grund für die Hinterlegung des Tabu ist wohl der Wunsch die einzelnen Familien zu einem sparsamen Wirtschaften zu veranlassen [1]). Ferner kann, und das mag der Hauptgrund für das Verbringen des Tabu ins Tabuhaus sein, das Geld der Sippegenossen leichter gegen einen Feind verteidigt werden, wenn es an einer Stelle vereinigt ist. Glaubt man aber, wenn ein Überfall droht, dem Angriff nicht standhalten zu können, dann beladen sich sofort ohne weiteres die Männer und Frauen mit dem Tabu und schaffen es entweder zu einer Nachbarsippe, mit der man eben auf gutem Fuße steht, oder sie tragen es, wenn es dazu schon zu spät ist, an einen schon längst dazu ausersehenen Platz im Walde und verscharren es dort [2]). Ist übrigens das Geld einmal ins Tabuhaus verbracht, dann darf selbst der Eigentümer ohne Erlaubnis des Häuptlings nichts davon entnehmen. Ganz sicher ist freilich auch hier das Tabu nicht; denn es gibt auch unter den Livuan-Großen ungetreue Geldverwahrer und es kann sich bei dem Tode eines Häuptlings herausstellen, daß er das ganze ihm anvertraute Muschelgeld veruntreut hat [3]). Nur die Luluai dürfen ihr Geld im eigenen Hause behalten und nach eigenem Gutdünken verwalten [4]). Ihnen werden die Loloi gehören, von denen berichtet wird [5]), daß sie im dunkelsten Wald versteckt werden; je finsterer nämlich der Aufbewahrungsort ist, desto mehr bleicht das Tabu. Die Werterhöhung, die dadurch eintritt, bezeichnet Graf Pfeil treffend als Zinsen. Ebenso werden es Luluai sein, von denen erzählt wird [6]), daß sie für 10000–30000 M., also etwa 5000–15000 Faden, Muschelgeld im Hause haben.

Das Tabu beherrscht das ganze Sinnen und Denken des Livuan-Mannes in solchem Grade, daß er für nichts anderes lebhafteres Interesse hat [7]). Tabu zu erwerben scheint er als seine Lebensaufgabe zu betrachten; dies erkennt man schon aus den Wünschen, die am Fest der Namengebung

---

[1]) Tappenbeck 80. [2]) Parkinson 126.
[3]) Gott will es! 21 (1909) 19. [4]) Tappenbeck 80. Parkinson 58.
[5]) z. B. Pfeil 68. [6]) D. K. Z. XV (1898) 99. [7]) Pfeil 152.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über dem neugeborenen Knaben gesprochen werden [1]): „Werde stark! Erwirb viel Tabu! Wirf den Speer und schleudere den Stein!“ Ebenso wird dem neugeborenen Mädchen bei der gleichen Gelegenheit u. a. gewünscht [2]): „Bereite die Liane zum Aufreihen des Tabu!“ Keinen Dienst leistet ein Angehöriger des Livuan-Stammes ohne Bezahlung mit Tabu, kein Geschenk macht er ohne eine etwas größere Gegengabe in Tabu zu erwarten. Manchmal werden sogar von einzelnen Leuten Feste veranstaltet nur zu dem Zweck Tabu zu erlangen. Selbst die beiden Geheimgesellschaften der Livuan-Leute, der Duk-Duk und der Ingiet, scheinen wenigstens heutzutage keine andere Bestimmung zu haben als ihren Mitgliedern Tabu zu verschaffen [3]). Mit Tabu ist im Nordosten der Gazelle-Halbinsel alles zu erreichen und alles zu erwerben. Mit Tabu kauft man die Braut, erlangt man Friede, gewinnt man Bundesgenossen, sühnt man Vergehen, sogar Blutschuld. Mit Tabu erkaufte man sich auch die Einladung zu einem Mahl, bei dem Menschenfleisch verzehrt wurde [4]). Bei Schneider-Ribbe (S. 23—43) und Parkinson wird ausführlich geschildert, welch gewaltige Rolle das Tabu bei den Eingeborenen spielt. Sogar das Paradies können sich die Livuan-Leute nicht ohne Tabu denken [5]). Schon vor den Eintritt dort wird die Seele gefragt: „Wo ist dein Tabu, wo sind die Armringe, die man dir ins Grab gegeben? Wieviel Tabu wurde bei deinem Tode verteilt?“ Nur wenn die Antwort befriedigend ausfällt, wird die Seele aufgenommen. Im andern Fall wird sie abgewiesen und muß an einem trostlosen Ort „ohne Überfluß irgend einer Art“, demnach auch wohl ohne Tabu, verweilen. Bei Wunapope in der Nähe von Herbertshöhe herrscht sogar die Ansicht, wer kein Muschelgeld hinterlasse, komme nach dem Tode nicht zur Ruhe, er streife im Walde umher und belästige nachts die Leute [6]). Damit nun der Seele der Eintritt ins Livuan-Paradies nicht verwehrt werden kann, werden dem Toten Tabustücke um Hals, um Arme und Beine gebunden und außer-

---

[1]) Parkinson 71. [2]) Tappenbeck 91.
[3]) Pfeil 160—161, 167. Parkinson 574—593; 598—612.
[4]) Pfeil 131 und 132. [5]) Parkinson 79.
[6]) D. K. Bl. XV (1904) 294.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem meist noch größere Tabumengen mit ins Grab gegeben [1]). Bei der Beerdigung werden die Loloi des Verstorbenen zur Schau gestellt und zur Erhöhung der Feierlichkeit lassen, wenn der Tote reich war, meist mehrere Vorstände von Duk-Duk-Gruppen gegen bedeutendes Entgelt — einen Loloi — ihre Maske, den Tubuan, Tänze aufführen [2]).

Einige Preisangaben seien noch angefügt; dabei muß vorausgeschickt werden, daß sich auch bei den Livuan-Leuten ganz wie in Europa der Preis nach Angebot und Nachfrage richtet [3]).

Der Preis für eine Braut [4]) schwankt zwischen 10 und 200 Faden Tabu. Auch der Preis für einen Sklaven fing mit 10 Faden an [5]). Ein Boot kostet [6]) 20—150 Faden, ein 60 kg schweres Schwein 10 Faden, 10 Dutzend Kokosnüsse 1 Faden, ebensoviel 2 Lendentücher, sehr große Fische [7]) bis zu 2 Faden; kleine Fische werden mit einem Stück Tabu bezahlt, das so groß ist wie sie selbst. Als Sühne für einen erschlagenen Mann sind etwa 100, für eine erschlagene Frau etwa 50 Faden zu entrichten [8]).

β) Die Baining. Von der Gazelle-Halbinsel gehört der weitaus größere Teil den Baining, einem Volk papuanischen Stammes, dessen Zahl auf 5000 geschätzt wird [9]). Sie sind ackerbautreibende Nomaden, die höchstens zwei Jahre dieselbe Scholle bearbeiten [10]), und stehen noch auf recht niederer Kulturstufe; das kommt schon dadurch zum Ausdruck, daß sie Schmucksachen nicht lieben [11]). Geld irgend welcher Art ist bei ihnen nicht im Gebrauch; selbst das Muschelgeld ihrer Nachbarn ist ihnen fremd geblieben [12]). Über den eigenen Bedarf hinaus bauen sie Taro und tauschen dafür bei den Livuan-Leuten Kokosnüsse und andere Früchte ein, zu deren Anbau sie zu träge sind [13]), teilweise [14]) auch Fische [15]). Mit den Europäern sind die Baining zum Teil noch so wenig in Berührung gekommen, daß nicht einmal der Tabak allen bekannt ist.

---

[1]) Parkinson 78. [2]) Parkinson 592 und 76. [3]) Parkinson 89
[4]) Pfeil 28. Schneider-Ribbe 25. [5]) Tappenbeck 83.
[6]) Schneider-Ribbe 30. [7]) Pfeil 118. [8]) Pfeil 76.
[9]) Schutzgebiete 1910/1911. Statistischer Teil 46.
[10]) D. K. Bl. XVII (1906) 348. [11]) Ebenda 485.
[12]) D. K. Bl. XI (1900) 210. [13]) D. K. Bl. XVII (1906) 318.
[14]) Ebenda 348. [15]) Nachrichten XII (1896) 47.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

γ) Die Eingeborenen des übrigen Neu-Pommerns. Von den Eingeborenen, die außer den Livuan-Leuten und den Baining Neu-Pommern bewohnen, ist noch sehr wenig bekannt geworden. Ihre Zahl wird auf 50000 geschätzt [1]). Sie gehören zu den Melanesiern und zerfallen wieder in sehr viele Stämme. Austausch von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen, besonders von Schmucksachen, findet zwischen ihnen offenbar allenthalben statt; allerdings ist die Regel nur ein Tauschverkehr durch Vermittlung von Dorf zu Dorf [2]). Die ganze westliche Hälfte von Neu-Pommern, sowohl im Süden wie im Norden, scheint von der Willaumez-Halbinsel aus mit Nassaschnecken für Schmucksachen versorgt zu werden; das sind wohl meist andere Arten als die Nassa camelus, die den Livuan-Leuten ihr Tabu liefert; besonders durch die Größe unterscheiden sie sich von ihr. Die Muscheln z. B., die zu der Halskette verwendet wurden, die Finsch an der Hansa-Bucht (auf der Südseite Neu-Pommerns zwischen dem Südkap und der Roebuk-Spitze) erwarb, sind, wie die Abbildung Nr. 11 auf Tafel 1 = III zeigt, größer als die Tabumuscheln. Finsch selbst bemerkt (S. 36 = 118) bei einer Stirnbinde aus „Muschelgeld", die von der Willaumez-Halbinsel stammt, ferner (S. 38 = 120) bei einem Armband, das er auf den Französischen Inseln bekam, und Seite (S. 40=122) bei „Schnur-Muschelgeld", das er an der Hansa-Bucht antraf, daß die Nassa callospira dazu das Material lieferte. Dieses Schnur-Muschelgeld wird in Faden aufbewahrt; außerdem findet man in der ganzen Westhälfte Neu-Pommerns in den Hütten sehr häufig große Mengen von Schnüren aus Coixkernen in Körben verpackt vor [3]). Unsere Kenntnis der Volksstämme jener Gegenden berechtigt aber bisher nur zu der Annahme, daß es sich bei beiden Sorten von Strängen um beliebte Tauschmittel handelt. Solcher Art wird auch das Muschelgeld Búla sein, mit dem die Barriai und die Longa ganz im Westen Neu-Pommerns die Waren und Produkte bezahlen, die sie nicht auf dem Wege des Tausches voneinander erwerben [4]). Je mehr sich übrigens Neu-Pom-

[1]) Schutzgebiete 1910/11. Statistischer Teil. 46.

[2]) D. K. Z. XXVI (1909) 550.

[3]) Parkinson 219. Abgebildet bei Finsch Nr. 9 auf Tafel 1 = III.

[4]) Friederici, Wissenschaftliche Ergebnisse einer amtlichen Forschungsreise nach dem Bismarck-Archipel im Jahre 1908. II. 138.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mern Kaiser-Wilhelms-Land nähert, desto größer wird die Übereinstimmung der Schmucksachen in den beiden Gebieten. Eberhauer, Hundezähne und Muscheln erfreuen sich in beiden gleich großer Beliebtheit. Auf ein Tauschmittel, das in Neu-Guinea sonst nicht vorzukommen scheint, traf die Südsee-Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung im Winter 1908/09 in der Gegend der Lieblichen Inseln im Südwesten Neu-Pommerns, auf „Steingeld". Es sind geschliffene und durchbohrte Quarzitscheiben; zwei Arten gibt es davon: eine kleinere schwarzweiße und eine größere schwarze, tellerförmige. Über die Herkunft dieses „Steingeldes" brachte die Expedition nur in Erfahrung, daß es aus dem Innern kommt; da entstehe es auf übernatürliche Weise oder werde von Geistern angefertigt [1]).

Einem Teil der Südküste Neu-Pommerns, der Gegend östlich und westlich vom Möwehafen, liefert aber auch die Nassa camelus, die Tabuschnecke, das Zahlungsmittel; hier aber wird nicht nur der Muschelhöcker entfernt, sondern fast die ganze obere Wölbung überhaupt, sodaß nur eine dünne Scheibe übrig bleibt. Diese werden ebenfalls auf Rotang aufgereiht uud zwar meist bis zur Länge von 1 m; hierauf werden die Stränge zu größeren oder kleineren Bündeln vereinigt und dienen nun unter dem Namen Eddi in Möwehafen als Zahlungsmittel wie als Material zur Herstellung verschiedener Schmucksachen. Auf der Gazelle-Halbinsel wird so verarbeitete Nassamuschel nur zur Anfertigung von Schmuckgegenständen verwendet [2]).

b) Neu-Lauenburg.

15 km nordöstlich von Herbertshöhe liegt am Nordende des St. Georgs-Kanals die Inselgruppe Neu-Lauenburg, zu der außer der Hauptinsel noch die Inseln Makadau, Ulu, Kabakon, Kerawara, Utuan, Mioko und Mualim gehören. Das ganze Gebiet ist nur etwa 60 qkm groß [3]), hatte aber 1910 eine eingeborene Bevölkerung von 3049 Köpfen [4]). Diese sind gleichen Stammes wie die Livuan-Leute, doch weichen die Sprachen erheblich voneinander ab. Umso enger sind sie durch die Geldwährung verbunden; denn auch in der

[1]) D. K. Z. XXVI (1909) 549—550. [2]) Parkinson 83.
[3]) Meyer II 438. [4]) D. K. Bl. XXII (1911) 385.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neu-Lauenburg-Gruppe ist das Tabu von Neu-Pommern Geld. Die Leute dort erhalten es von der Gazelle-Halbinsel gegen ein ganz bestimmtes Tauschmittel, gegen das Pele [1]). Dies besteht aus jetzt meist 15—19 cm langen Schnüren aus Scheibchen von verschiedenen Seemuscheln und Seeschnecken. Die einzelnen Scheibchen sind kreisrund und haben einen Durchmesser von etwa 4 mm, haben also Ähnlichkeit mit unseren Linsen. Ihre Herstellung erfolgt durch Weiber in folgender Weise. Eine Muschel- oder Schneckenschale wird zu Stücken von 8-9 mm Größe zerschlagen; diese legt man dann auf einen glatten Stein und bohrt, indem man sie mit den Fingern der einen Hand festhält, mittels eines Drillbohrers in die Mitte ein Loch von etwa 1 mm hinein, sodaß man eben eine Nähnadel hindurchschieben kann. Den Bohrer und seine Handhabung schildert Graf Pfeil (S. 105) folgendermaßen: „Der Bohrer besteht aus einem etwa einen Fuß langen Stäbchen aus hartem Holz, an dessen Ende mittels Bananenfaser ein Stückchen Quarz [2]) als Spitze befestigt ist. Vom andern Ende hängt an dünnen Strickchen ein Querhebel bis zur Mitte des senkrecht stehenden Bohrers herab [3]). Dreht man letzteren, so wickeln sich die Strickchen auf ihn, drückt man jetzt den Querhebel nach unten, so erfolgt ein Abwickeln der Strickchen, welches den Bohrer in drehende Bewegung versetzt, die so lange anhält, bis die Strickchen in umgekehrter Richtung als vorher aufgewickelt sind. Da etwa 1 Zoll (= ungefähr 2,5 cm) oberhalb der Quarzspitze des Bohrers ein Schwingegewicht in Gestalt eines befestigten Querholzes angebracht ist, so kann die drehende Bewegung so lange fortgesetzt werden, als man den Druck auf den hängenden Querhebel wiederholt. Wer sein Handwerkszeug besonders elegant ausstatten will, macht den Querhebel auch wohl so breit, daß er ein Loch erhalten kann, groß genug, um den senkrechten Bohrer durchzulassen, hierdurch wird die genau-

[1]) Parkinson 90.

[2]) Nach Schneider (S. 45) bildet die Bohrspitze übrigens nicht Quarz, sondern Hornstein oder Obsidian oder, wenn keine geeignete Steinart vorhanden ist, ein Stück Haifischzahn.

[3]) Der Drillbohrer Homers (Od. 9, 385) wurde mit Hilfe eines Riemens, der von der Mitte des Bohrers nach entgegengesetzten Richtungen um den Schaft geschlungen war, in Bewegung gesetzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ere Führung des Bohrers, den die Eingeborenen „Apir“ nennen, ermöglicht“. Finden sich auf den Seiten noch Unebenheiten, so werden sie entfernt, indem man die Scheibchen auf einem Stein mit Sand und Wasser reibt. Sodann werden sie auf einen Faden aus Bananenfaser aufgereiht. Früher wurden sie nun mit Bimsstein so lange gerieben, bis sie ihre scharfen Ecken völlig verloren hatten [1]; dabei hielten die Arbeiterinnen das eine Ende der Peleschnur mit der großen Zehe, das andere mit der linken Hand fest, während die rechte den Strang mit dem Bimsstein bearbeitete [2]. Jetzt aber schlägt man, da die Nachfrage nach Pele sehr gestiegen ist und die Schnüre darum rasch in den Handel kommen sollen, mit einem Steinhammer den aufgereihten Scheibchen einfach die vorspringenden Ecken ab. Deshalb fühlen sich ältere Peleschnüre glatt, neuere rauh an [3]. Mit der Pele-Anfertigung befassen sich alle Inseln der Neu-Lauenburg-Gruppe; doch werden die rohen Plättchen meist auf der Hauptinsel hergestellt und dann nach den kleineren gebracht um hier gar zugerichtet zu werden [4].

Zur Herstellung von Pele werden die verschiedensten Sorten der Muscheln und Schnecken verwendet, doch reiht man immer nur Scheibchen der gleichen Art auf. Daher gibt es Pele von verschiedenen Farben: bräunlich-schwarzes (davon wieder hellere und dunklere Arten), graulich-braunes, graues, hell-violettgraues, mattweißes, bräunlich-rotes, ferner solches mit orangeroter Unter- und weißlicher Oberschicht, sowie solches mit gelb-grauer Ober- und violettblauer oder graublauer Unterschicht. Nach den Farben haben diese verschiedenen Pelearten wieder besondere Namen und je nach dem häufigeren oder selteneren Vorkommen der Muscheln verschiedenen Wert. Näheres hierüber findet sich Schneider-Ribbe S. 52—54.

Das Pele dient auf folgende Weise dem Verkehr. Die Neu-Lauenburg-Leute bezahlen mit ihm Lebensmittel u. a. bei den Livuan-Leuten auf der Gazelle-Halbinsel. Letztere tauschen sich damit in Nakanai die Tabuschnecke ein, verwenden es aber auch in großen Mengen zu Schmucksachen.

[1]) Pfeil 105. [2]) Schneider-Ribbe 46. [3]) Parkinson 90.
[4]) Parkinson 91.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Nakanai-Leute dagegen verarbeiten es zu Schmuck, treiben jedoch auch Handel damit nach dem Westen und Süden Neu-Pommerns, wo Pele ebenfalls in willkommener Weise den Schmuck vervollkommnet. Die Livuan-Leute von der Gazelle-Halbinsel aber fahren, da die Bewohner Neu-Lauenburgs nur wenig Lebensmittel sich kaufen müssen und diese zudem bei der großen Tabuliebe der Livuan-Leute auch mit Tabu bezahlen können, auch selbst hinüber zu den Neu-Lauenburg-Inseln und kaufen sich Pele mit ihrem Tabu. Eine solche Fahrt zu unternehmen war, bevor die Weißen in jene Gebiete kamen, ein Vorrecht nur weniger Familien.

Ebensowenig wie bei den Livuan-Leuten auf der Gazelle-Halbinsel ist das Pele in seiner Heimat selbst Geld; wie oben bereits gesagt wurde, gilt in der ganzen Neu-Lauenburg-Gruppe nur das Tabu, aber unter dem Namen Diwarra, als allgemeines Zahlungsmittel. Wenn man nun bedenkt, daß das Pele in dem Gebiete, in dem es entsteht, ferner in dem, in das es gebracht wird, nicht als Geld im Umlauf ist, daß es zudem nicht ausschließlich den Handel zwischen Neu-Lauenburg und der Gazelle-Halbinsel vermittelt, so kommt man zu der Überzeugung, daß das Pele mit Unrecht als Geld bezeichnet wird, daß es vielmehr den Tauschmitteln, die zum Schmuck des Körpers erworben werden, zuzurechnen ist.

c) Neu-Mecklenburg.

Auf 15—18000 Köpfe schätzt man die Bevölkerung der 13000 qkm großen Insel Neu-Mecklenburg [1]). Auch sie zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen, die sprachlich ebenfalls stark voneinander verschieden sind. Vielleicht mit Ausnahme der Bergstämme des Südens [2]) ist aber allen der Geldbegriff längst bekannt. Allenthalben treffen die Forschungsreisenden an der Küste Neu-Mecklenburgs Muschelgeld an. Während aber bei den Livuan- und den Neu-Lauenburg-Leuten nur das Tabu oder Diwarra Geld ist, scheinen die Stämme Neu-Mecklenburgs in ihrem Gebiet auch den Geldsorten der Nachbarn Umlauf zu gestatten. Nur so ist das Vielerlei der

[1]) Sapper, Wissenschaftliche Ergebnisse einer amtlichen Forschungsreise nach dem Bismarck-Archipel im Jahre 1908 (1910) 93.
[2]) D. K. Bl. XIX (1908) 582.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Muschelarten bei den einzelnen Stämmen zu erklären, die als Geld bezeichnet werden. So fand die Deutsche Marine-Expedition 1907/09 in der Landschaft Muliama (am Schnittpunkt von 153° ö. L. und 4° s. Br.) nicht weniger als 7 Arten von Muschelgeld vor [1]). Woher die einzelnen Sorten stammen, kann der Europäer von den Eingeborenen nur selten erfahren; denn in der Regel wissen sie es selbst nicht. Meist ist Wert und Name der einzelnen Muschelgeldsorte an jedem Ort wieder anders; nach Parkinson (S. 301) gelten sie fast immer um so mehr, je weiter sie von ihrem Ursprungsgebiet entfernt sind. So hat ein 1/4—1/2 m langes Stück Arangit, das im Norden Neu-Mecklenburgs angefertigt wird, im Süden einen Wert von 10 Faden Diwarra [2]).

Die Herstellung des Muschelgeldes erfolgt auf Neu-Mecklenburg in der gleichen Weise wie die des Pele. Mitunter steht vor dem Schuppen, in dem die Frauen das Geld bereiten, ein Krieger mit seiner Lanze Wache [3]).

Das Kennzeichen des Neu-Mecklenburg-Geldes ist seine Größe. Während das Pelescheibchen einen Durchmesser von 4 mm hat, sind auf Neu-Mecklenburg die Muschelgeldscheibchen nur 1 1/2—3 mm groß, nur die Größe der offenbar verbreitetsten Sorte, des Tikutkut oder Pukheo, schwankt zwischen 2 und 4 mm [4]).

Schneider beschreibt (S. 56—58) 11 Sorten Neu-Mecklenburg-Muschelgeld, Stephan und Graebner (Neu-Mecklenburg. Forschungsergebnisse bei den Vermessungsfahrten von S. M. S. Möwe im Jahre 1904. Berlin 1907 S. 68) 3 weitere [5]).

Die einzelnen Geldschnüre sind etwa 1/2 m lang und bestehen meist aus Muschelscheibchen derselben Art und Farbe und zwar sind diese weiß, schmutzigweiß, weiß und hellgrau, schmutziggrau, glänzendweiß und graulichweiß sowie rötlichweiß, hellrot, rot, hellbraun, dunkelbraun und schwarz; manchmal aber werden auch Plättchen von zwei verschiedenen Farben auf einen Faden aufgereiht.

---

[1]) D. K. Bl. XIX (1908) 581. [2]) Schneider-Ribbe 56.
[3]) D. K. Z. XV (1898) 221. [4]) Schneider-Ribbe 57.
[5]) Vgl. auch D. K. Z. XV (1898) 221.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben diesen Muschelgeldsorten mögen noch andere im Gebrauch sein oder im Gebrauch gewesen sein. Von zwei Seiten her aber wird das Neu-Mecklenburg-Muschelgeld bedrängt: von Südwesten her dringt das Tabu der Gazelle-Halbinsel als Diwarra herein und von Norden her das Tapsoka von Neu-Hannover. Schon die Opfer des berüchtigten Marquis de Rays, die 1879—1881 bei Port Breton im äußersten Südwesten von Neu-Mecklenburg weilten, trafen dort Diwarra neben anderem Muschelgeld an [1]) und 1904 schien Stephan in den Landschaften Laur und Kandaß und auf der Insel Lamássa Diwarra neues Geld zu sein [2]), doch hatte letzteres nur den 3. oder 4. Teil des Wertes von jenem. Andererseits wurde gegen Ende des Jahres 1897 bei Fissaua, das wohl dem Fetsóa (an der Ostküste 80 km [Luftlinie] südlich von Käwieng) der neuen Karte Sappers entspricht, zwischen mehreren Stämmen Friede geschlossen durch Übersendung eines zerbrochenen Speeres, womit wohl angedeutet werden sollte, daß man nun des Speeres gegeneinander nicht mehr bedürfe, und durch Austausch von Tapsoka [3]).

Die kleinen Inselgruppen Tanga und Feni östlich von Süd-Neu-Mecklenburg haben ebenfalls etliche Sorten eigenen Muschelgeldes; auch zwei Arten von Armringen aus Tridacnaschale gelten dort als Zahlmittel [4]). Eine Frau kostet etwa 20 m Muschelgeld, 4—6 Armringe und 1—2 Schweine [5]).

Einer seltsamen „Geldart" ist bei Neu-Mecklenburg noch zu gedenken, des Schweinegeldes. Das im Süden der Insel gebräuchliche Birok (M'birogh) ist etwas von dem Manun des Nordens verschieden. Das Birok besteht aus einer Verbindung von zum Teil nebeneinanderlaufenden Schnüren verschiedener Sorten des Neu-Mecklenburg-Geldes mit Glasperlen, viereckigem Bastgeflecht und Hundezähnen. Auch Schnüre aus Scheibchen von Muscheln und Kokosnußschale befinden sich dabei. Durch Bestreichen mit Kalk erhält das Ganze eine weiße Farbe [6]). Das Ende bilden lange Muschelschnüre, die, von einem Strang ausgehend, nebeneinander laufen und von denen nach und nach jede einzelne mit einem Schwei-

[1]) D. K. Z. XV (1898) 221. [2]) Stephan und Graebner 68.
[3]) D. K. Bl. X (1899) 437. [4]) Parkinson 303.
[5]) Parkinson 306. [6]) Pfeil 107 Schneider-Ribbe 60.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neschwanz und einem langen Stück Perlmuschel abgeschlossen wird. Zur Herstellung des Birok sind ungeheuere Mengen von Muschelplättchen notwendig; seine Länge ist verschieden. Schneider beschreibt (S. 59) solches von über 9 m Länge mit rund 6600 Muschelscheibchen, Ribbe (S. 61—63) solches von über 16 m Länge mit gegen 20000 Scheibchen. Ganz ähnlich ist die Zusammensetzung des Manun; nur bildet den Abschluß der untersten Stränge ein kleiner Schweinshauer. Birok und Manun dienen hauptsächlich zum Ankauf von Schweinen; jedesmal wenn damit ein Schwein gekauft wird, also so oft es den Besitzer wechselt, wird an einem der Endmuschelstränge des Birok ein Schweineschwanz und eine Perlmutterschale, an einem solchen des Manun ein Schweinezahn angebunden [1]).

d) Neu-Hannover.

Mit seinem Inselkranz hat Neu-Hannover bei einem Flächeninhalt von 1500 qkm eine eingeborene Bevölkerung von 2000—3000 Köpfen [2]). Auch sie haben eigenes Muschelgeld; es ist das Tapsoka, das schon bei Neu-Mecklenburg erwähnt werden mußte. Es wird von einer Muschel gewonnen, die von jungen Leuten vom Meeresgrund heraufgeholt wird. Wie bei der Herstellung des Pele auf Neu-Lauenburg werden die Muscheln zerschlagen und aus dem milchweißen Innern und dem rosenroten Rande die Scheibchen gemacht [3]); nach Parkinson (S. 301) aber liefern verschiedene Muscheln den Stoff zu den roten und den weißen Plättchen. Von Männern werden sie nun mit dünnen, etwa 60 cm langen Stäben, deren Spitze ein Quarzsplitter bildet, durchbohrt, wobei das Drehen des Stabes durch Quirlen zwischen den Händen bewirkt wird. Nachdem man die Scheibchen noch sauber geglättet hat, werden sie in der Weise aufgefädelt, daß auf eine Anzahl roter eine Anzahl weißer folgt. Der Durchmesser des einzelnen beträgt $3^1/_2$- 4 mm, seine Dicke $^1/_2$—$^3/_4$ mm.

Der Unterschied zwischen Tapsoka, Pele und den Neu-Mecklenburg-Geldsorten ist gering: von Pele unterscheidet

[1]) Schneider-Ribbe 60 und 61. [2]) Sapper 93.
[3]) Schneider-Ribbe 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich Tapsoka durch seine Zusammensetzung aus roten und weißen Scheibchen, von dem Neu-Mecklenburg-Geld durch seine Größe. Nach Schneider (S. 55) hat ein etwa 65 cm langer Strang Tapsoka einen Handelswert von 3 M, für 5 Stränge erhält man eine Frau, für ein Schwein aber muß man 6—7 aufwenden. Nach Parkinson (S. 301) dagegen hat ein Strang von etwa 75 cm Länge einen Wert von 5—7 M. Je mehr rote Scheibchen sich an der Schnur befinden, desto wertvoller ist sie.

e) Die Admiralitäts-Inseln.

Der Flächeninhalt der Admiralitäts-Inseln beträgt im ganzen 1950 qkm, die Zahl ihrer Einwohner etwa 10000. Der Handel unter ihnen vollzieht sich vielfach noch auf dem Wege des Tausches, doch bedienen sich die Eingeborenen dabei auch eines Muschelgeldes. Dies besteht in weißen, glänzenden Conusscheiben, deren Durchmesser etwa 3 mm beträgt. Ein 33 cm langer Strang solcher Scheibchen soll einen Wert von 2 M. haben [1]). Eine Anzahl von Preisangaben findet sich bei Parkinson S. 390—394.

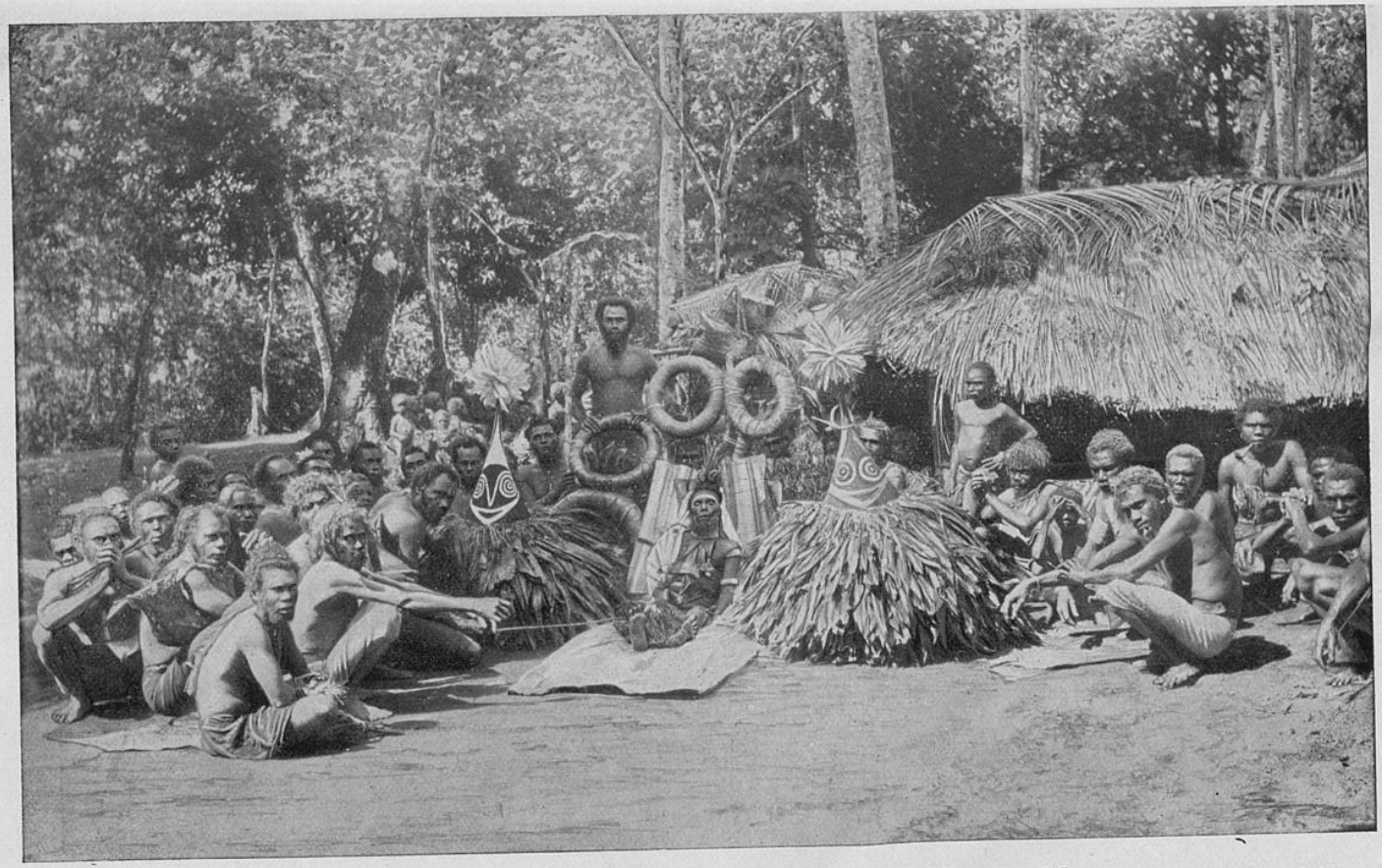
3. Die Salomonen.

Die beiden Inseln Bougainville und Buka haben mit ihren Küsteninselchen einen Flächeninhalt von ungefähr 10000 qkm und etwa 60000 Einwohner. Auch bei ihnen ist schon Muschelgeld gebräuchlich, allein die Mitteilungen der Forschungsreisenden darüber sind kurz und unvollständig. Tappenbeck teilt (S. 116) mit, daß ein von den (englischen) Shortland-Inseln stammendes Muschelgeld namentlich zum Verkehr mit den Bergbewohnern dient; damit wird er wohl das Aputa meinen, das nach Parkinson (S. 494) im Kronprinz-Gebirge im Umlauf ist und aus aufgerichteten kleinen Conusschnecken besteht, deren Enden abgeschlagen sind; dies wird das gleiche sein wie das Conusscheibchengeld Mauwai, von dem Schneider (S. 70) sagt, es sei das ödeste allen Muschelgeldes und werde als Tauschmittel mit den Bergvölkern angewandt, die sich daraus Schmuck verfertigen [2]).

---

[1]) Schneider-Ribbe 58—59. [2]) Vgl. Ribbe, Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomo-Inseln (1903) 137.

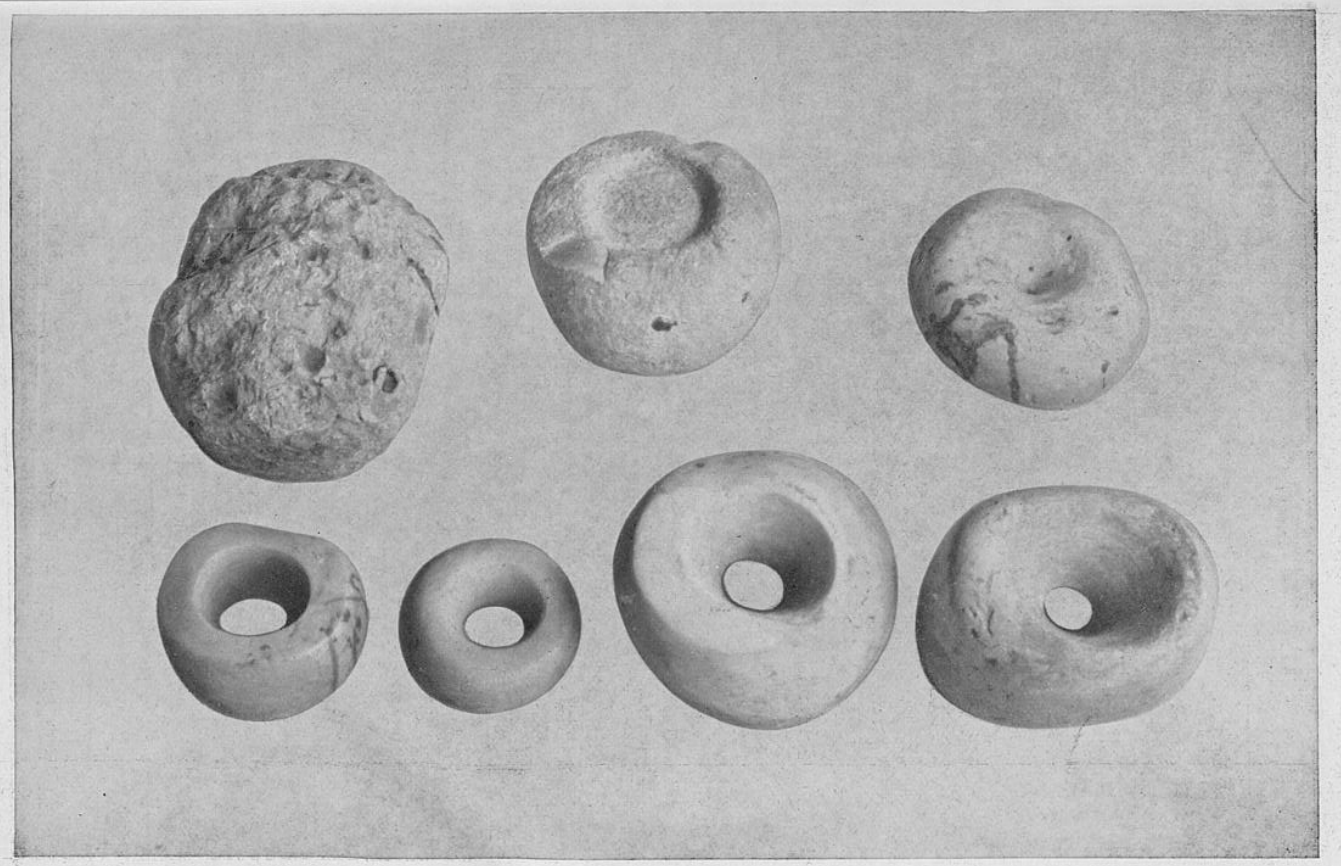
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Muschelgeldringe und Tubuan bei der Beerdigung eines Livuan-Mannes. (Zu S. 39.)

Aus: Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Muschelgeld von der Insel Nissan. Verschiedene Stufen der Bearbeitung. (Zu S. 49—50.)

Aus: Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ist es sorgfältiger bearbeitet, so bedient man sich des Mauwai im Süden Bougainvilles unter der Küstenbevölkerung beim Schweinekauf. Außerdem sind im Süden Bougainvilles Schnüre aus braunroten Muschelplättchen im Umlauf; dies Geld heißt nach Parkinson (S. 494) Mismis und ist vielleicht die rote Muschelgeldsorte, von der Tappenbeck (S. 116) schreibt, daß sie die wertvollste ist. Die dritte von Tappenbeck erwähnte Muschelgeldart ist weiß und darf vielleicht für das Biruan angesprochen werden, das, wie Parkinson (S. 494) sagt, aus braunroten, weißen und bläulichweißen Muschelplättchen bestehe. Außer den angeführten und sicher noch weiteren Muschelgeldsorten gibt es auf unseren Salomonen stellenweise auch Zahngeld und zwar namentlich im Norden von Bougainville. Hier dienen zwei Arten als Geld: Reki, das Schnüre aus Zähnen des fliegenden Fuchses sind, und Baiu, das aus Delphinzähnen besteht (Parkinson 494).

Nissan.

Die kleine, hufeisenförmige Insel Nissan östlich von Süd-Neu-Mecklenburg und nordnordwestlich von Buka muß hier eigens angeführt werden. Ihr Muschelgeld Kuamanu ist nämlich gänzlich verschieden von dem, das wir im übrigen Neu-Guinea angetroffen haben; daher kommt es wohl auch, daß es nur dem Lokalverkehr dient. Hergestellt wird es aus dem dicken Schlußteil der Tridacnamuschel. Nachdem dieses roh zugehauen ist, reibt man es nach Parkinson (S. 495) mit Sand und Wasser auf einem harten Korallenblock ab, sodaß es eine sphärische Form erhält. „Das Bohren erfolgt auf beiden abgeplatteten Enden derart, daß man mit einem harten Stein oder mit einem Tridacnasplitter eine Vertiefung hervorbringt, soweit dies möglich ist. Dann wird das Bohren weitergeführt durch ein Stück Bimsstein, das man in ein Stückchen Bambusrohr einklemmt. Durch fortwährendes Drehen des Stöckchens vertieft man das angefangene Loch allmählich von beiden Seiten, bis der Stein ganz durchbrochen ist. Die Bimssteinstücke werden vom Meere angeschwemmt und sorgfältig gesammelt; es erfordert viele Schleifstücke und einen ziemlichen Zeitaufwand, ehe ein glattes, durchgehendes Loch hergestellt ist; aber Zeit hat bei den Insulanern keinen besonderen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wert. Ein vollständig durchbohrtes und poliertes Kuamanu repräsentiert daher einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Arbeit, der kaum im Verhältnis steht zu dem imaginären Wert des Stückes. Bei festlichen Gelegenheiten wird dies Geld ausgestellt, gewissermaßen als Renommierstück des Eigentümers".

Seit alter Zeit bestehen rege Handelsbeziehungen zwischen Buka und Nissan; alljährlich einmal kommen die Buka-Leute in großen Kanus und bringen Bogen und Sago, wofür sie Pfeile, Speere und Schweine erhalten [1]); vor einigen Jahren wurde sogar für zwei junge Nissanmädchen ein großes Kriegskanu aus Buka erworben [2]).

Wie im übrigen Neu-Guinea so ist auch auf Nissan der Geschmack für Menschenfleisch noch nicht verloren. So wurde am 13. Januar 1907 ein Bukaweib von einem Häuptling ermordet und einem andern zum Verspeisen geliefert [3]). Dafür erhielt er ein Schwein, zwei Bogen, zwanzig Pfeile, ein Messer und fünf Armringe; der Käufer gab auch an andere Eingeborene etwas von dem Fleisch ab; als Gegenleistung bekam er von einem einen Armring, von einem andern zwei Bündel Pfeile; die übrigen versprachen ihm gelegentlich ebenfalls Menschenfleisch ablassen zu wollen.

Nebenbei sei bemerkt, daß auf die gleiche Weise wie das Kuamanu in der Urzeit Europas die Steinhämmer durchbohrt wurden [4]). Sie wird übrigens auch anderweitig in Neu-Guinea bei der Anfertigung von Schmucksachen angewandt, z. B. in Berlinhafen und auf Feni nordöstlich von Nissan [5]).

B. Die Deutschen und das Muschelgeld.

Es kann nicht bestritten werden, daß das Muschelgeld des Bismarck-Archipels alle Anforderungen erfüllt, die man an ein Tauschmittel stellt, das als Geld dienen soll. Deshalb mußten auch bald die Deutschen Stellung zu ihm nehmen. Wohl waren sie des Handels wegen in die Südsee gekommen

[1]) D. K. Bl. XII (1901) 117. [2]) Parkinson 495.
[3]) D. K. Bl. XVIII (1907) 804—805.
[4]) von Luschan, Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete (1897) 75. [5]) Parkinson 304.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und suchten darum auch mit den Eingeborenen reinen Tauschhandel zu unterhalten. Doch naturgemäß ließ allmählich das Verlangen der Schwarzen nach europäischen Handelsartikeln nach, und wenn die Weißen dann weiter rege Handelsbeziehungen unterhalten wollten, so mußten auch sie sich des einheimischen Muschelgeldes bedienen. Wollte ferner die Behörde Eingeborene empfindlich strafen, so war die Forderung einer Buße in Muschelgeld unvermeidlich. Notwendig war dann weiter ein Wertverhältnis zwischen dem Muschelgeld und unseren Münzen herzustellen. Das geschah dadurch, daß man den Faden Tabu (Diwarra) mit 2 M. berechnete, doch wurde er vielfach auch höher in Ansatz gebracht. In ähnlicher Weise wurde es ferner mit den übrigen Muschelgeldarten gehalten.

Andererseits war aber der Gebrauch des Muschelgeldes der Entwicklung des Handels wieder hinderlich; denn es fiel den Firmen oft sehr schwer die Mengen Muschelgeld, die sie zum Ankauf der Kopra u. s. w. brauchten, sich zu verschaffen; sie mußten es von den Eingeborenen einhandeln und diese nutzten die Zwangslage der Weißen aus, indem sie den Preis des Muschelgeldes sehr in die Höhe trieben. Um einer solchen Benachteiligung zu entgehen ließ man das Muschelgeld in Europa nachbilden [1]). Aber die Eingeborenen erkannten auf den ersten Blick die Fälschung, obwohl sie nach Ansicht der Europäer ganz ausgezeichnet gelungen war. Ferner unternahmen die Weißen selbst Fahrten nach Nakanai um die nötigen Nassaschnecken zu holen. Ihre besseren Fahrzeuge, ihre vollkommeneren Fischereigeräte und ihre Tauschartikel hätten sie aber in kurzer Zeit in den Stand gesetzt eine gewaltige Entwertung des Tabu herbeizuführen; damit aber wäre eine rasche Verarmung der Eingeborenen verbunden gewesen [2]); doch wäre bei dem geringen Wert des einzelnen Muschelgeldstückes (bei Tabu etwa 1/2 Pf.) für den Europäer die Herstellung nicht lange lohnend gewesen [3]).

Da verbot [4]) am 18. Oktober 1900 der Kais. Gouverneur von Bennigsen zu Herbertshöhe ab 1. April 1901 das Einhandeln von fertigem Muschelgeld und unverarbeiteten

[1]) Pfeil 119. [2]) Stephan und Graebner 67.
[3]) Sapper, Wissenschaftliche Ergebnisse I (1910) 103.
[4]) D. K. G. VI (1901—1902) 260—261. Die Eingeborenen hörten aber trotzdem nicht auf Nakanaifahrten zu unternehmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tabu- (Diwarra-) Muscheln an der Nordküste Neu-Pommerns vom Kap Lamberts westwärts und ihr Verschiffen nach anderen Gegenden des Schutzgebiets, sowie das Verbringen von Diwarra und Diwarramuscheln über Land nach anderen Teilen der Gazelle-Halbinsel. Gleichzeitig wurde mit Wirkung vom 1. Januar 1902 an das Geben und Nehmen von Diwarra, Tambu und Tapsoka im gewerbsmäßigen Handelsverkehr verboten. Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung werden mit Gefängnisstrafe bis zu 3 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 M bedroht; daneben kann auf Einziehung der bei dem verbotenen Muschelgeldhandel gebrauchten Boote und Waffen sowie des bei diesem Handel gewonnenen und des im Handel gebrauchten Muschelgeldes und der erworbenen Geldmuscheln erkannt werden. Nach dieser Verordnung war das Muschelgeld nur im gewerbsmäßigen Handelsverkehr verboten; zur Bezahlung von Trägern und Arbeitern, zum Einkauf von Lebensmitteln u. s. w. aber durfte es auch fernerhin verwendet werden. Da sich jedoch die Eingeborenen wider Erwarten ohne weiteres darein fanden von den Händlern kein Tabu (Diwarra) mehr zu erhalten, bestimmte [1]) der Kais. Gouverneur schon am 26. Juli 1901, daß in Neu-Guinea ab 1. April 1902 keine Art Muschelgeld von einem Europäer oder farbigen Händler in Zahlung gegeben oder genommen oder als Tauschmittel gebraucht werden dürfe. Androhung von Geldstrafe bis zu 500 M oder Gefängnisstrafe bis zu 3 Monaten und Einziehung des verbotenerweise verwendeten Muschelgeldes sicherten auch dieser Verordnung sofortige Durchführung. Seitdem ist für den Weißen und auch für den farbigen Händler Tabu (Diwarra), Tapsoka u. s. w. nicht mehr Geld, wohl aber noch für die Eingeborenen im Handel untereinander; europäische Waren jedoch damit zu erlangen ist ihnen unmöglich [2]); um solche erwerben zu können, müssen sie jetzt Kokosnüsse und dgl. bauen oder durch andere Arbeit das Geld verdienen, das die Deutschen außer dem Tabak [3]) ins Land bringen, die Münzen.

---

[1]) D. K. G. VI (1901—1902) 362—363.

[2]) Jahresbericht für 1900/1901 S. 83.

[3]) Erwähnt sei, daß durch Runderlaß des Gouverneurs vom 14. September 1905 (D. K. G. IX [1905] 255) der Preis für 18 g (eine Stange) auf 15 Pf. festgesetzt wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. Die Münzen.

Schon lange bevor im letzten Viertel des Jahres 1884 die Deutschen in der Südsee festen Fuß faßten, hatten sich im Bismarck-Archipel zwei deutsche Handelsfirmen niedergelassen; da aber damals an eine Besitzergreifung von Deutschland aus nicht gedacht werden konnte, so war es ausgeschlossen, daß durch sie in jenen Gegenden deutsches Geld in Umlauf gebracht wurde. Weil nun vielfache Beziehungen zu Australien und anderen Gebieten Englands bestanden, so war, was man an Münzen in Neu-Guinea vor der Hissung der deutschen Flagge zu sehen bekam, englischen Gepräges. Viel jedoch war das nicht; denn im Handel mit den Eingeborenen bediente man sich bei Zahlungen der Waren oder des Muschelgeldes und mit ihren Angestellten hatten die Firmen eine Kontoabrechnung, die durch Gutschrift oder Belastung ausgeglichen wurde [1]). Man brauchte also nur für den Verkehr mit den weißen Nachbarn Münzgeld; dabei kam nur englisches in Frage und auch nur in geringen Beträgen; denn große Zahlungen erfolgten stets durch Schecks.

Als dann am 17. Mai 1885 durch Kaiserlichen Schutzbrief der Neu-Guinea-Kompagnie die Landeshoheit übertragen worden war, stellte die Kompagnie schon am 19. Mai 1885 den Antrag [2]) auf Prägung eines Talers (Dollars), der das Bildnis des Kaisers tragen und im Feingehalt mit dem Trade-Dollar der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder mit dem Mexikanischen Dollar übereinstimmen sollte; die Frage, ob das Reich oder die Kompagnie die Prägung übernehmen sollte, wurde in dem Antrage nicht berührt. Obwohl nun der Kompagnie die Erlaubnis erteilt wurde solche Münzen, aber ausschließlich für Rechnung und Verantwortung der Kompagnie, herzustellen, unterblieb die Ausprägung, weil die Kompagnie sich inzwischen davon überzeugt hatte, daß die Einführung einer silbernen Handelsmünze in Neu-Guinea untunlich sei. Nach wie vor waren also englische Münzen die einzigen, die im Schutzgebiete umliefen. Da

[1]) D. K. Z. XVII (1900) 534.

[2]) Denkschrift über die Neuordnung des Münzwesens des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes. 11. Leg.-Per. I. Sess. 1903/04 Nr. 354 S. 50—51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

suchte die Kompagnie am 9. Dezember 1886 beim Reichskanzler um die Genehmigung nach, die Reichswährung in ihrem Gebiete einführen zu dürfen; als diese am 24. Dezember [1]) 1886 erteilt worden war, wurde durch Verordnung der Kompagnie vom 19. Januar 1887 ab 1. April 1887 im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie die Reichsmarkrechnung eingeführt [2]). Von der Reichswährung, die im Reiche selbst herrscht, unterschied [3]) sich diese besonders dadurch, daß weder die 5 M- noch die 20 Pf.-Stücke als Zahlungsmittel erklärt wurden; denn bei der großen Unterwertigkeit der 5 M-Stücke fürchtete man verbrecherische Nachprägung und die 20 Pf.-Stücke hielt man für das Schutzgebiet für entbehrlich. Ein weiterer Unterschied zwischen Reichsmarkrechnung und Reichswährung besteht darin, daß in dem Gebiet der ersteren auch fremde Münzen zu bestimmtem Kurse als gesetzliche Zahlungsmittel neben den Reichsmünzen zugelassen sind.

Von dieser Berechtigung mußte die Neu-Guinea-Kompagnie schon bald weitgehenden Gebrauch machen. Es gelang ihr nämlich nicht aus dem eigenen Schutzgebiet die für die Tabakplantagen u. s. w. notwendigen Arbeiter zu beschaffen. Daher war sie gezwungen auf Java Arbeiter anzuwerben. Um nun mit den Javanen einen Arbeitsvertrag abschließen zu können, mußte die Neu-Guinea-Kompagnie in den Kontrakten den Lohn in den ihnen geläufigen holländischen Gulden festsetzen und dann in holländischen Münzen auch auszahlen. Schon im November 1885 wurden 37 Malayen von Soerabaya nach Finschhafen gebracht [4]), im August 1886 weitere 19 [5]), im Februar 1887 wieder 63 [6]) usw.

Aber die Zahl der Javanen, die sich als Arbeiter für Kaiser-Wilhelms-Land gewinnen ließen, reichte nicht aus; darum mußte die Neu-Guinea-Kompagnie noch Chinesen in Singapore anwerben. Auch diesen mußte die Zahlung der Löhne in ihrer gewohnten Münze, dem Mexikanischen Dollar, versprochen und geleistet werden. Nachdem schon in

---

[1]) In der Denkschrift heißt es (S. 51) am 24. Januar 1886, was offenbar auf einem Versehen beruht.

[2]) D. K. G. I (Bis 1892) 511.

[3]) Denkschrift über das Geldwesen der Schutzgebiete, außer Deutsch-Ostafrika und Kiautschou. 11. Leg.-Per. I. Sess. 1903/05 Nr. 665 S. 1—2. [4]) Nachrichten II (1886) 6. [5]) Ebenda 133.

[6]) Nachrichten III (1887) 80.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den vorausgehenden Jahren einige Chinesen nach Finschhafen gebracht worden waren [1]), wurden Ende 1890 in Singapore 80 Chinesen für Hatzfeldthafen geworben [2]).

Einen gewaltigen Aufschwung nahm die Einführung von Malayen und Chinesen nach Gründung der Astrolabe-Bai-Kompagnie, die im Oktober 1891 zum Zwecke der Tabakanpflanzung erfolgte. Diese beschäftigte sehr viele Asiaten, Ende März 1894 z. B. 431 Malayen und 519 Chinesen [3]). Für ihre Beköstigung hatten die Arbeiter im allgemeinen selbst zu sorgen; auf jeder Pflanzung wurden sog. Kadehs unterhalten, in denen Chinesen oder Malayen zu Preisen, die der Genehmigung des Pflanzungsvorstehers unterlagen, Nahrungs- und Genußmittel verkauften, auch für 15 Cents eine gute, kräftige Tageskost liefern mußten [4]). Nicht zu verwundern ist es, daß sich auf den Pflanzungsstationen auch bald mehr als 100 freie Chinesen und etwa 50 freie Javanen zu dauerndem oder doch längerem Aufenthalt ansiedelten; sie waren meist Handwerker, besonders Schneider und Schuhmacher, leisteten aber auch in den Kadehs Dienste [5]). Daß unter solchen Umständen viel mex. Dollar und holl. Gulden im Lande umliefen, ist ohne weiteres klar. Nun blieb das Verhältnis zwischen Gulden und Mark sich fast stets gleich (1 fl. = 1,70 M); der Kurs des Dollars war dagegen sehr großen Schwankungen unterworfen; während er z. B. bei dem Kontraktabschluß 2,80 M gleichzusetzen war, galt er 1894 nur etwa 2,30 M [6]). Wohl hatten die meisten Waren in den Kadehs feste Preise in der Markwährung, aber der Dollar wurde dabei nur nach dem jeweiligen Kurse in Zahlung genommen.

Bevor die Neu-Guinea-Kompagnie Javanen und Chinesen in Dienst nahm, hatte sie in den verschiedenen Teilen ihres eigenen Gebietes die notwendigen Arbeiter zu bekommen gesucht. Die Zahl der Eingeborenen, die sich gewinnen ließen, war nicht unbeträchtlich, aber doch nicht ausreichend; so zählte man [7]) Mitte 1890 in Kaiser-Wilhelms-Land deren

---

[1]) Nachrichten II (1886) 83; III (1887) 80; VI (1890) 13.
[2]) Nachrichten VI (1890) 85. [3]) Nachrichten X (1894) 31.
[4]) Nachrichten IX (1893) 37. [5]) Nachrichten XI (1895) 25.
[6]) D. K. Z. XVII (1900) 534. [7]) Zöller 37.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

686. Sie stammten besonders von der Gazelle-Halbinsel, von Neu-Mecklenburg und von den Salomons-Inseln; diese Teile Neu-Guineas sind bis heute das Haupt-Arbeiteranwerbegebiet geblieben. Nach einer Verordnung der Kompagnie vom 15. August 1888 haben diese Arbeiter die Wahl sich ihren Lohn, der zwischen 4 und 10 M monatlich beträgt [1]), in deutscher Münze auszahlen zu lassen oder sich dafür Waren zu den an dem Arbeitsort üblichen Ladenpreisen auszuwählen [2]).

Um 4 verschiedene Münzsysteme zu ertragen war Neu-Guinea doch zu klein. Daher entschloß sich die Kompagnie zunächst den holl. Gulden mit seinen Teilmünzen einzuziehen und die Javanen an den mex. Dollar zu gewöhnen; kaum war jedoch der größte Teil dieser Münzen in den Kassen der Kompagnie angesammelt, so entstand ein großer Mangel an Bargeld und die Kompagnie sah sich gezwungen das holländische Geld wieder in Umlauf zu setzen [3]). Die Reichsmünzen nämlich, die die Kompagnie ins Land brachte, gingen in kürzester Zeit wieder aus dem Schutzgebiet [4]). Es konnte nicht verhindert werden, daß von heimkehrenden Beamten und Kaufleuten die Reichsmünzen auf die Reise mitgenommen wurden; daher waren fortwährend kostspielige Sendungen von deutschem Geld erforderlich.

Diesem Geldabfluß glaubte die Neu-Guinea-Kompagnie durch Ausprägung eigener Münzen, die nur im Schutzgebiete Geltung hätten, Einhalt tun zu können; gleichzeitig beschloß sie auch das Vielerlei der Münzsysteme zu beseitigen. Zudem hatte inzwischen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eigene Münzen ausgegeben. Die Neu-Guinea-Kompagnie richtete daher am 9. Februar 1891 an die Kolonial-Abteilung das Ersuchen ihr die Genehmigung zur Ausprägung von eigenen Münzen im Feingehalt der Reichsmünzen erwirken zu wollen [5]). Da aber das Reichsschatzamt gegen die Erteilung der Erlaubnis Einspruch erhob, wurde der Antrag, trotzdem er mehrmals wiederholt wurde, abgelehnt.

---

[1]) Meinecke, Koloniales Jahrbuch II (1889) 278.
[2]) Nachrichten IV (1888) 125. D. K. G. I 537.
[3]) D. K. Z. XVII (1900) 534.
[4]) Kolonie und Heimat III (1909/1910) Nr. 8 S. 11.
[5]) Denkschrift Nr. 354 S. 51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erst am 21. Mai 1894 wurde die Ausprägung gestattet, doch sollten die Münzen weder den Kopf des Kaisers noch den Reichsadler zeigen. Daraufhin erließ die Kompagnie am 1. August 1894 eine Verordnung, die die näheren Angaben über die auszugebenden Münzen enthielt [1]). Darnach sollten Goldmünzen zu 20 und 10 M im Gesamtbetrag bis zu 100000 M, Silbermünzen zu 5, 2, 1 und 1/2 M bis zu 400000 M, Bronzemünzen zu 10 Pf. und Kupfermünzen zu 2 und 1 Pf. zusammen bis zu 50000 M geprägt werden. Tatsächlich aber wurde nicht einmal die Hälfte der gestatteten Beträge ausgemünzt, sondern Goldstücke nur im Betrage von 50000 M, Silbermünzen nur für 200035 M, Bronze- oder Kupfermünzen nur für 20000 M; dabei wurden die 2 und 1 Pf-Stücke aus der gleichen Legierung gemacht wie die Bronzemünze. Die Münzen der Neu-Guinea-Kompagnie stimmen im Feingehalt und im Gewicht, meist auch in der Größe mit den Reichsmünzen überein; nur das 10 Pf.-Stück weicht durch sein Metall und seine Größe (30 mm im Durchmesser) erheblich von dem Reichs-Nickelzehner ab. Die Gold- und Silbermünzen sowie das 10 Pf.-Stück zeigen [2]) auf der einen Seite einen auf einem Zweige sitzenden Paradiesvogel, den Charaktervogel Kaiser-Wilhelms-Lands, auf der anderen innerhalb zweier unten durch eine Bandschleife verbundener Palmzweige: Wertzahl, z. B. 20 | NEU-GUINEA | MARK oder PFENNIG | Jahreszahl 1894 oder 1895, oben über dem Kranz im Bogen NEU-GUINEA COMPAGNIE, unten zwischen den Bandenden A, das Zeichen der Münzstätte Berlin. Die 2 und 1 Pf.-Stücke haben dagegen auf der Vorderseite über 2 gekreuzten Palmzweigen die Aufschrift NEU-GUINEA | COMPAGNIE, auf der Rückseite innerhalb eines Perlenkreises die große Wertziffer 1 oder 2 mit der Umschrift (zwischen Perlenkreis und Rand) ZWEI (oder EIN) NEU-GUINEA PFENNIG 1894 und dem Berliner Münzzeichen A unten zwischen Anfang und Ende der Umschrift. Der Rand der Gold- und Silbermünzen ist senkrecht gerippt, der der anderen glatt. Die Goldmünzen haben sämtlich die Jahreszahl 1895, alle

---

[1]) D. K. Bl. V (1894) 420; D. K. G. II 119.

[2]) Sehr schön sind diese Münzen abgebildet auf Tafel XXXVII der Berliner Münzblätter XXXIII (1912).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anderen 1894 [1]). Die Prägestempel wurden sämtlich von dem K. Münzmedailleur Emil Weigand in Berlin graviert [2]). Der Gewinn, der der Neu-Guinea-Kompagnie aus der Ausprägung ihrer Münzen erwuchs, betrug [3]) etwa 28 %.

Neben diesen Neu-Guinea- Münzen blieben auch weiterhin die Reichsmünzen (außer dem 5 M- und dem 20 Pf.-Stück) gesetzliches Zahlungsmittel. Andere Münzen durften, nachdem sie eingezogen und abgestoßen waren, von den Kassen der Kompagnie im Schutzgebiet nicht geführt werden; selbst die Zufuhr an englischem Gold aus Singapore, die in der Zeit vom 1. April 1894—1. Dezember 1894 noch 2749 Pfund = 56354 M betragen hatte, hörte auf. Bis zum 31. März 1895 wurden von den Neu-Guinea-Münzen für 20000 M in Gold, für 96000 M in Silber und für 2000 M in Bronze nach dem Schutzgebiet gebracht [4]).

Damit der Hauptzweck, den die Kompagnie mit der Ausgabe eigener Münzen verfolgte, erreicht werde, wurde nun angeordnet [5]), daß die Neu-Guinea-Münzen nicht mit aus dem Schutzgebiet genommen werden dürften; dafür sollten den Leuten, die Neu-Guinea verließen, Schecks auf Berlin gegeben werden. Diese Bestimmung war aber nur angebracht für den Fall, daß ein Reisender von Neu-Guinea ohne Unterbrechung nach Deutschland sich begab; vor der Abreise aus dem Schutzgebiet löste er sich eine Fahrkarte, in deren Preis die Verköstigung während der Fahrt u. s. w. inbegriffen war, und konnte dann schließlich auf der ganzen Reise baren Geldes geraten. Anders aber lagen die Dinge, wenn das Reiseziel nicht die Heimat war. Wohl war angeordnet, daß auch in diesem Fall Anweisungen an bestimmte Agenturen ausgestellt werden sollten, wo der Betrag, auf den sie lauteten, in Landesmünze auszubezahlen war. Aber diese Kreditbriefe erwiesen sich so unbequem, daß bald fast niemand ohne Bargeld in der Tasche eine Reise antrat. Nun konnten die Kassen im Schutzgebiet den Abreisenden nicht mit den Geldsorten

---

[1]) Laut Schreiben der Neu-Guinea-Kompagnie.
[2]) Die Deutschen Reichsmünzen III 1903/1904) 108.
[3]) Zeitschrift XI (1909) 55. [4]) Nachrichten XI (1895) 38.
[5]) Quelle für diesen Absatz: Tappenbeck, Samoamünzen. D. K. Z. XVII (1900) 534—536.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

versehen, deren er an seinem Ziel bedurfte, und so blieb ihm nichts anderes übrig als Reichsgeld, und wenn er dies nicht in der gewünschten Menge auftrieb, Neu-Guinea-Münzen mitzunehmen, wenn er damit auch gegen die Verordnung handelte. Sammelstelle für das Neu-Guinea-Geld, das außer Land ging, war die Firma Behn, Meyer & Comp. in Singapore. Nun hatte diese das Geld oft längere Zeit unverzinsbar liegen, bis es wieder nach dem Schutzgebiet gebracht werden konnte; zudem verursachte das Zurücksenden Kosten. Darum war es nicht mehr als billig, daß der Firma von der Kompagnie das Recht eingeräumt wurde beim Umwechseln eine Gebühr zu erheben, die nicht unbeträchtlich höher war als die, die beim Umtauschen anderer Münzen üblich ist; sie betrug erst 3%, dann 5%, schließlich 8%. Die Strafe für das Mitnehmen der Neu-Guinea-Münzen war somit nicht gering.

Durch Vertrag vom 7. Oktober 1898 gab nun die Kompagnie die Landeshoheit an das Reich zurück. Dabei verzichtete sie in Artikel 5 auf das Prägerecht [1]) und übernahm gleichzeitig die Verpflichtung ihre Münzen, wenn sie durch das Reich unter Festsetzung einer Einlösungsfrist außer Kurs gesetzt würden, zum Nennwert einzulösen; sollte die Einlösungsfrist aber vor dem 1. April 1905 ablaufen, so sollte die Hälfte des innerhalb derselben eingehenden Betrags für Rechnung des Reiches eingezogen werden. Bevor aber diese Außerkurssetzung eintrat, ließ die Kompagnie im Jahre 1900 etwa für 36000 M Silber- und für 13500 M Bronzemünzen, die sämtlich noch nicht zur Versendung gekommen waren, einschmelzen; demselben Schicksal verfielen 1904 weitere 3068 M in Bronzemünzen, die von der Kompagnie nach Deutschland gebracht worden waren. Nicht eingezogen waren somit 1905 von den Münzen der Kompagnie 50000 M in Gold, 164035 M in Silber und 3472 M in Bronze. Die Goldmünzen aber waren nach einem Bericht des Kais. Gouverneurs vom 2. Januar 1900 schon damals aus dem Verkehr verschwunden und wurden mit einem hohen Aufgeld bezahlt; ja, bereits 1897 lösten die Geldwechsler in Singapore das 20 M-Stück mit 23 Schilling als Sammlungsstück ein [2]).

---

[1]) Quelle für diesen Absatz: Denkschrift Nr. 665 S. 15.

[2]) D. K. Z. XVII (1900) 535.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem durch Verordnung vom 27. März 1899 ab 1. April 1899 das Reich die Landeshoheit übernommen hatte [1]), wurden durch Verordnung des Kais. Gouverneurs Hahl vom 5. September 1908 die Münzen der Neu-Guinea-Kompagnie vom 15. April 1911 an außer Kurs gesetzt [2]), doch können damit bis zum 15. April 1914 an den öffentlichen Kassen des Schutzgebietes noch Zahlung geleistet und sie ebenda gegen Reichsmünzen umgetauscht werden.

Inzwischen waren durch Verordnung des Reichskanzlers vom 1. Februar 1905 für die deutschen Schutzgebiete außer Deutsch-Ostafrika und Kiautschou sämtliche Reichsmünzen als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt worden [3]); gleichzeitig wurde verfügt, daß die Reichskassenscheine bei allen amtlichen Kassen der Schutzgebiete zu ihrem Nennwert in Zahlung zu nehmen seien, während im Privatverkehr ein Zwang zu ihrer Annahme nicht stattfinden solle. Der Zeitpunkt des Inkrafttretens dieser Verordnung wurde der Verwaltung der einzelnen Schutzgebiete überlassen, ebenso die Bestimmung darüber, ob auch fremde Münzen von den amtlichen Kassen zu einem bestimmten Kurs angenommen werden sollten. Daraufhin bestimmte das Kais. Gouvernement von Neu-Guinea am 14. September 1906, daß ab 1. Oktober 1906 jene Verordnung des Reichskanzlers in Kraft treten sollte [4]). Außerdem wurde angeordnet, daß von den amtlichen Kassen bis auf weiteres folgende fremde Goldmünzen zu dem bei ihnen angegebenen Wertverhältnis in Zahlung genommen werden dürfen: 1 Pfund Sterling englisch = 20 M, 10 Schilling = 10 M; 20 Dollar der Vereinigten Staaten von Nordamerika = 80 M, 10 Dollar = 40 M, 5 Dollar = 20 M und 2½ Dollar = 10 M. Andere fremde Münzen in Zahlung zu geben oder zu nehmen ist bei einer Geldstrafe bis zu 150 M oder einer Haftstrafe bis zu 6 Wochen verboten.

Die Eingeborenen haben sich in den Gegenden, wo sie in ständiger Berührung mit den Deutschen sind, sehr rasch an die Münzen gewöhnt. So war schon im Mai 1893 bei den Leuten von Berlinhafen Silbergeld ganz bekannt. [5]). Eine

[1]) D. K. Bl. X (1899) 227. [2]) D. K. G XII 376.
[3]) Denkschrift Nr. 665 S. 18—20; D. K. Bl. XVI (1905) 103.
[4]) D. K. G. XI (1907) 39. [5]) Nachrichten IX (1893) 44.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abneigung gegen unser Geld wird aber hervorgerufen durch die Gewissenlosigkeit mancher Europäer. Wenn z. B. ein Weißer einem Eingeborenen Zahlung leistet mit Biermarken statt mit Geld [1]) oder mit einem Zehner statt mit einer Mark [2]), so wird der Schwarze, da er doch bei Gelegenheit merkt, daß er betrogen wurde, wohl lange gegen den Weißen und sein Geld Mißtrauen hegen. Erleichtert wird die Einführung der Münzen durch die Art der Lohnzahlung, von der schon oben die Rede war. Besonders begehrt sind von den Eingeborenen neue, blanke Einmarkstücke [3]); dies kommt hauptsächlich davon her, daß die Händler im Schutzgebiet alle Preise, wenigstens für die Eingeborenen, möglichst auf eine Mark abgerundet haben [4]). Nickel- und Kupfergeld ist in dem Schutzgebiet so selten, daß selbst in den großen Kaufläden dem Europäer Beträge unter einer Mark meist in Briefmarken ausbezahlt werden [5]).

Da die Eingeborenen einerseits durch den Verkauf von Kopra u. s. w. gute Einnahmen erzielen, mancher Häuptling regelmäßig bis zu 300 M im Monat [6]), andererseits aber nur geringe Bedürfnisse haben und längst durch das Muschelgeld an das Sparen gewöhnt sind, so werden ganz gewaltige Summen von Bargeld, bes. von 1 M-Stücken, dem Verkehr entzogen und von den Eingeborenen in ihren Hütten aufbewahrt; so soll es Häuptlinge geben, die 10000 M und noch mehr in Bargeld liegen haben. Daher sind die Klagen der Weißen über den großen Mangel an Münzen wohl verständlich. Trotzdem von der Regierung ständig Bargeld im Schutzgebiet eingeführt wird, verschwindet es doch sofort aus dem Verkehr.

Weil nun die Eingeborenen schon vielfach an unsere Münzen gewöhnt sind, wurde vom Kais. Gouverneur durch Verordnung [7]) vom 18. März 1907 ab 1. April 1907 jedem erwachsenen männlichen arbeitsfähigen Eingeborenen eine Jahreskopfsteuer von 5 M auferlegt, sofern die Gemeinde oder

---

[1]) Sapper 104. [2]) Friederici 137.
[3]) Schutzgebiete 1909/10 Berichtsteil 171.
[4]) Friederici 135. [5]) ebenda.
[6]) Schutzgebiete 1909/10, Berichtsteil 171.
[7]) D. K. Bl. XVIII (1907) 708.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landschaft, in der er sich zur Zeit der Steuererhebung aufhält, für steuerpflichtig erklärt wird. Befreit von der Steuer sind nur die Eingeborenen, die nachweisbar innerhalb eines Steuerjahres 10 Monate bei einem Nichteingeborenen oder bei einem Gewerbesteuer zahlenden Eingeborenen beschäftigt sind. Diese Kopfsteuer fand so willige Aufnahme, daß sie inzwischen in manchem Gebiete auf 10 M erhöht wurde. Im Etat für 1912 wurde eine Einnahme von 210000 M aus der Kopfsteuer in Ansatz gebracht.

Unter diesen Umständen wird das Muschelgeld bald seine Geldeigenschaft völlig verlieren und nur noch Schmuckmittel sein.

Tabuhaus eines Livuan-Häuptlings. (Zu S. 36–37.)
(Aus „Kolonie und Heimat" II [1908/09] Nr. 20.)

Die übrigen S. 6 erwähnten Clichés finden im nächsten Teil Verwendung; voraussichtlich werden dann auch Abbildungen von Muschelgeld gebracht werden können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf